



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

RCH LIBRARIES



7486887 2





NC
1/2







THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

406112

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1903

G. P. R. James'
R o m a n

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Rotter und G. Pfizer.



Neunundsiebenzigstes Bändchen.



Stuttgart.

Verlag der J. W. Mehlert'schen Buchhandlung

1843.

Heinrich von Ceron.^{3/4.08}

Roman

von

G. P. H. James,

Berfaffer des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell &c.

Aus dem Englifchen.

~~Vol. 1~~ only!

34^{to}

Drittes Bändchen.

—36—

Stuttgart.

Verlag der J. B. Mehlert'schen Buchhandlung.

1843.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

406112

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1908

1908
Ser 923 h
V. 2

13663

Zwölftes Kapitel.

Nicht ohne innige Freude erblickte ich endlich nach einem langen und für die schöne Lulse ermüdenden Marsche das Lager der reformirten Armee, die sich von ihrem früheren Standorte nicht gar weit entfernt hatte. Die Bequemlichkeit der Truppen war hiebei möglichst vorgesehen, und der größere Theil derselben lag in der Stadt Loubun und den benachbarten Dörfern im Quartier. Jedoch waren drei bis vier der letzteren südöstlich von Loubun durch lange Reihen von Zelten zu Einem Lager verbunden, das den Soldaten zu den gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen diente und hier wehten auch die Fahnen des Prinzen Condé. Da ich wußte, daß sich hier meine eigenen Zelte und Bagage befinden mußten, richtete ich nach dieser Seite meine Schritte.

Die Kälte hatte etwas nachgelassen, und die Sonne schien hell und klar, als meine kleine Cavalcade sich einer Batterie von drei kleinen Feldstücken näherte, welche der Haupteingang zu dem im Mittelpunkt liegenden Dor

vertheiligten. Es war eine freundliche, hellere Scene, das Kampfsgetümmel hatte für den Augenblick aufgehört, und die Soldaten belustigten sich so gut sie konnten. Meistlich waren vor der Außenseite des Lagers ihre Vergnügungen ziemlich athletischer Natur, denn es bedurfte starker Körperbewegung, um in der furchtbaren Kälte der Jahreszeit das Blut in freiem Umlauf zu erhalten. Eine bedeutende Zahl Offiziere und Offiziersleute sahen in der Nähe der Batterie dem winterlichen Schauspiel zu, und da meine Ankunft einen kleinen Zwischenakt in dem monotonen Lagerleben der letzten zwei Tage bildete, so kamen fünf bis sechs meiner Bekannten auf mich zu und wünschten mir mit freundlichem Händedruck zur sichern Heimkehr Glück.

„Et, ei, glücklicher Gerons,“ rief Einer mit bedeutungsvollem Blick auf Luise, die sich bei unserer Ankunft Kopf und Gesicht mit dem Schleier verhüllt hatte, „Ihr habt, wie gewöhnlich, gute Bente gemacht.“

Er konnte sich dabei des Lachens nicht enthalten, und ich erwiderte: „Alles, was mir in die Hände fiel, schickte ich vorgestern ins Lager zurück, allein wir bekamen nichts, als was in den Zelten war. Doch war ich so glücklich, meine schöne Waise, das Fräulein von Blancford, aus den Händen der Katholischen zu befreien, welche sie gefangen hatten, und deshalb muß ich mich nach einem ordentlichen Quartier umsehen. Könnt Ihr mir nicht sagen, Herr von Luze, wo meine Leute mit der Bagage sind?“

„O, der Prinz von Condé hat ganz besondere Fürsorge für Euch gehabt,“ sagte der Andere lachend. „Ihr bekommt

das Haus eines fetten Pächters da droben am Ende des Dorfs, und hart daneben eine Hütte für Eure Leute. Montgomery und ein halb Duzend Andere bewarben sich darum, aber der Prinz erwiderte, Ihr hättet ihm vorige Nacht durch Eure Armee von Bagagewagen auf dem Hügel einen eben so großen Dienst gethan, als wenn Ihr ihm zehntausend Mann zugeführt, und da er Euch dem Feind nachgesendet, wolle er nun auch Euren Quartiermeister machen.“

Ich dankte dem Freunde für seine Auskunft und wollte weiter reiten, aber ein Anderer, nach dem Hügel greifend, hielt mich an mit der Frage: „Pflügt Ihr immer in den Krieg zu ziehen, wackerer de Cérone, mit einem Kammermädchen in Eurem Gefolge?“

Meine Wange begann zu glühen, denn ich meinte der Ausdruck gelte Luise, aber im Augenblick fügte er bei: „Freilich weiß ich nicht, ob Ihr schon Kunde davon habt, aber drei oder vier Kammerfrauen mit fünf bis sechs alten rothnasigen Dienern, und einem guten, alten Geistlichen, der uns gestern eine recht hübsche Predigt hielt, haben mit Recht oder Unrecht von Eurem Quartier Besitz genommen, obgleich es der Prinz mir und Montgomery verweigerte.“

„Deines Vaters Dienerschaft und La Tour, und Deine eigenen Frauen, Luise,“ sagte ich. „Wir müssen vorwärts und sie auffuchen. Sie freuen sich gewiß, uns in Sicherheit zu sehen.“

Allein ich sollte nochmals angehalten werden, denn einer der erwähnten Offiziere rief mir beim Begreifen nach:

„He, Gerons! wo bekamt Ihr das Feldzeichen, das der Mann dort trägt? Es ist Martiques eigene Fahne.“

„Sie gehört ihm nicht mehr,“ war meine Antwort. „Das Wahre ist, gestern Nacht fiel ich über ihre Quartiere her in ihrem eigenen Lager. Sie setzten mir nach, wir trieben sie zurück, und nahmen ihnen die Fahne.“

„Wahrhaftig, Ihr seyd der glücklichste Mann im Lager,“ rief ein Anderer. Ich wartete aber keine weitere Bemerkung ab, sondern ritt möglichst schnell dem bezeichneten Quartiere zu. Schon hatten uns einige scharfe Augen ausgespäht, und ehe wir das Haus erreichten, kam uns der gute La Tour durch das kleine Hofthor entgegen. Sein Gesicht glänzte vor Freude, als er mich begrüßte, aber noch zehnmal mehr, als er Luifen neben mir erblickte, und, mich so innig umarmend als meine eiserne Hülle erlaubte, rief er: „Ich gäbe wirklich keinen Soldaten, lieber Heinrich. Ich hab’ in jeder Minute mehr Angst ausgestanden, als Ihr Euch vorstellen könnt. Bei der unbedeutendsten Bewegung im Lager meinte ich, Ihr kämet zurück, oder es brächte Jemand die Nachricht von Eurem Tod, oder Eurer Verwundung.“

„O, dergleichen würdet Ihr bald vergessen, lieber Freund,“ sagte ich. „Aber hier ist ein armes Mädchen, der Aufrichtung, des Trostes sehr bedürftig, ich lasse sie hier, sie mag Euch ihre und meine Geschichte erzählen, während ich gehe und dem Prinzen von Condé Bericht abstatte.“

„Ja das müßt Ihr alsbald,“ erwiderte der gute Alte. „benn ich höre, er bricht diese Nacht nach Riort auf, oder

morgen früh. Inzwischen will ich für das liebe Kind Sorge tragen bis zu Eurer Wiederkehr, und — fleh da die gute Marqualette, die ihre Gebieterin willkommen heißt.“

Während Marqualette buchstäblich laut aufschrie vor Freude und Ueberraschung, gab ich Moric Befehl, die Mannschaft einzuquartiren, und unsere Gefährten, die Arquebustiere zu Pferd, auf meine Kosten zu bewirthen. Dann begab ich mich mit einem Knaben, der mir den Weg weisen mußte, und einem meiner eigenen Leute, der die eroberte Fahne trug, in aller Eile nach einem alten Schlosse, genannt das Herrenhaus, dem gegenwärtigen Quartier des Prinzen. Auf dem Platze war ein großes Hin- und Herrennen von Leuten, die sich, wie es schien, zur Abreise rüsteten, aber eingeführt fand ich den Prinzen ganz ruhig neben de Luze sitzen, der ihm kurz zuvor meine Ankunft gemeldet. Es waren noch mehrere Andere anwesend, unter ihnen der berühmte Montgomery, bekannter durch die zufällige Tödtung Königs Heinrich II., als durch alle seine kühnen, tapfern, ritterlichen Thaten, und ein Paar andere Edelleute; Alle sahen heiter und aufgeräumt aus.

„Ihr findet uns lachend bei Eurer Rückkehr und eben so herzlich lachten wir, als Ihr ginget, Herr von Cerons,“ sagte der Prinz, „wegen Eurer Geschichte mit den Troßhuben und Bagagewagen und Eurer trefflich gelungenen Kriegslift. Einer von Herrn von Coligny's Division nahm einen Offizier aus der Umgebung des Herzogs von Anjou gefangen, und von ihm erfuhren wir, daß die Erscheinung des dritten Lagers und ein Schärmügel vor dessen Front

in der Fröhe die einzige Ursache von dem eiligen Ausbruche des Feindes war. Aber wie ist es Euch seither ergangen? Ihr seht, wir haben in Eurer Abwesenheit für Euch Sorge getragen.“

„Mir ist es ausnehmend gut ergangen, gnädiger Herr,“ erwiderte ich, „ich hab’ Euch eine Fahne mitgebracht, die wir dem Feinde abnahmen. Es heißt, sie gehöre Martique.“

„O dem kann sie nicht gehören,“ rief der Prinz. „Er hätte angegriffen, sie wieder zu gewinnen, und würd’ es ihm auch das Leben gekostet haben.“

„Wir nahmen sie auch nicht in der Verfolgung,“ sagte ich, „sondern erst gestern Nacht. Ich überfiel sie auf ihrem rechten Flügel und war einige Minuten in ihrem Lager.“

„Seyd Ihr toll, de Gerons?“ rief der Prinz. „Wie, meine Herren, ich hielt mich bisher für den größten Waghals in der Armee, aber dieser junge Mann, scheint’s, ist entschlossen mich zu verbunkeln. Eine Alerte (Ueberfall) auf sie machen mit weniger als hundertfünfzig Mann! Aber, wenn ich fragen darf, wie Viele brachtet Ihr zurück?“

„Alle sammt und sonders, die ich mitnahm, Eure Hoheit,“ erwiderte ich, „und nur Einer erhielt eine leichte Wunde. Es mag ein Glück für mich seyn, daß ich Martiques Fahne mitbrachte, sonst möchte man wohl meiner Erzählung keinen Glauben schenken, so einfach sie ist.“

„O, wir glauben Euch in vollem Maße,“ sagte der Prinz, „und als einzig würdige Belohnung für den vor drei Nächten geleisteten Dienst war ich Willens, Euch zum

Ritter zu schlagen. Aber Montgomery hat mich noch ein Paar Tage zuwarten.“

„Und warum, wenn ich bitten darf?“ fragte ich, mich nicht ohne Befremden zu Montgomery wendend.

„Aus keiner bösen Absicht, das kann ich Euch versichern, Herr von Gerons,“ erwiderte dieser. „Ich dachte mir, empfangt Ihr für diese That den Ritterschlag, möchten Euch die Spaßvögel bei Hof den Ritter von den Bagagewagen nennen.“

„Nun müssen sie ihm wohl einen andern Namen geben,“ sagte der Prinz, „da liegen die Sporen, er soll sie diese Nacht noch an den Fersen haben, und sie mögen ihn dann Chevalier Alerte nennen, wenn es ihnen so beliebt.“

Ich dankte dem Prinzen, wie man sich vorstellen kann, denn ich denke, die Zeit war nie und wird nie seyn, wo ein Mann von Ehre und Muth den Schwertschlag auf die Schulter bekommt ohne das freudigste Gefühl und verdoppelte Energie. Inzwischen hielt ich es für passend, Seine Hoheit von der Ursache meines verwegenen Eindringens ins feindliche Lager in Kenntniß zu setzen, damit nicht meine persönlichen Motive als Ehrenschnälerung meines Betragens betrachtet werden möchten. Ich erzählte den ganzen Handel aufs Getreueste und der Beifall des Prinzen schien dadurch noch eher zu wachsen. Als ich der Weigerung des Barons von Blancford erwähnte, die Gelegenheit zur Flucht zu benützen, ward der Prinz stille und nachdenklich.

„Schon lange,“ sagte er, „geht das Gerücht, daß“

Baron in seinem Glauben gegen Gott und seine Waffengenossen schwanke. Auf Ehre! es wäre nicht mehr als billig, das schöne Fräulein als Geißel für ihres Vaters Benehmen zu behalten. Was meint Ihr, de Ceron?“ sagte er lächelnd bei; „wollt Ihr die Rolle des Wächters übernehmen?“

„Ich bitte Euer Hoheit,“ erwiderte ich, „an dergleichen nicht zu denken. Vielmehr möcht' ich Euch ersuchen, einen Parlamentär ins feindliche Lager zu senden mit der Anfrage, ob der Baron von Blancford als Gefangener zurückgehalten werde oder nicht. Im Fall der Verneinung möge seiner Tochter und Dienerschaft unverweilt sicheres Geleit Behufs ihrer Reise zu dem Baron zugesendet werden. Zugleich will ich dem Baron schreiben, und ihm die Ursache von der zeitigen Entfernung seiner Tochter aussetzen lassen. Ich hoffe, Euer Hoheit werden mir diese Bitte nicht verweigern.“

„Gewiß nicht, Ceron,“ war die Antwort; „aber wenn ich's thu', dürft Ihr nicht erwarten, daß ich Euren saubern Herrn Vetter schone. Hat er sich doch äußerst elend in der ganzen Sache benommen, und so mag er denn auch wissen, daß wir ihn nicht anders beurtheilen.“

„O, in dieser Beziehung mag Eure Hoheit nach Belieben verfahren,“ erwiderte ich. „Ich wünsche nicht im Geringsten, hab' auch keinen Grund dazu, daß man schonend mit ihm zu Werke gehe. Und doch, gnädiger Herr, dürfte er Gründe haben für sein Betragen, die uns freilich nicht bekannt sind.“

„So sey es denn, de Gerons; ich gebe Euch die Depesche noch diese Nacht. Aber um die Besorgung müßt Ihr Euch selbst bemühen, denn morgen früh zwei Stunden vor Tag brech' ich nach Niot auf, wo ich in den fünf bis sechs Tagen meines Aufenthalts wohl genug zu thun haben werde. Gilt es doch Geld herauszupressen aus den zähen Händen der Wucherer, und Succurs von jenem großen, Kieselherzigen Weibe, der englischen Elisabeth, die zwar die innern Zwistigkeiten der Franzosen gar gerne sieht, ihren Bundesgenossen aber nur in den höchsten Nöthen beisteht.“

„Ich dachte, gnädiger Herr,“ sagte ich, „nach dem, was ich von Martin Bern, dem Kaufmann gehört, den Verdärnissen Eurer Hoheit wäre bereits auf leichtere Weise abgeholfen.“

„Er hat allerdings Was gethan,“ war die Antwort, „und geht dabei ehrlich zu Werke. Aber er muß sich wieder mit unzähligen Juden und Lombarden benehmen, und nun hat er sich nach Paris begeben, mit gar wenig Hoffnung, die Wechsel anders als zu einem übertriebenen Disconto los zu werden.“

Die Nachricht von Martin Berns Abreise ohne Zurücklassung meiner Verschreibung war mir, wie man sich denken kann, nichts weniger als angenehm. Ich versank einige Augenblicke in Nachdenken, während der Prinz die bewußte Depesche schrieb und über die Art der Besorgung einige Notizen gab.

„Kommt, de Gerons,“ sagte er freundlich, als er sich

war, „Ihr scheint niedergeschlagen, lieber Freund. A
nieder. Wir wollen Euch vor unserer Abreise zum M
machen, da junge Ritter, wie man sagt, immer leid
Herzens sind. Gondé gibt Euch den Schlag, Montgon
schnallt Euch die Sporen an und seh! hier kommt d'
belot, den die Hand des großen Franziscus selbst auf sei
ersten Schlachtfelde zum Ritter schlug. Er soll Euch
Schwert umgürten.“

Gewiß hätte mir diese Ehre von keinen würdi
Händen widerfahren können, und wohl durft' ich mit
bigem Herzen nach meinem Quartier zurückkehren, denn
hatte ich auf der selbst erwählten Lebensbahn eine E
errungen, die alle bisherigen weit überragte. Von
schmalen Geldvorrath, der mir noch geblieben, vertheilt
hundert Kronen unter meine Leute als Ehrengesent,
dann eilte ich in die Stube des Pächthauscs, wo Luise
dem guten La Tour und Frau Marquclette mich erwart
Die beiden Lehtern hatten inzwischen volle Zeit gehabt,
Freude über den unerwarteten Besuch zu äußern, und
Drei umstanden mich mit seltsam gemischten Empfindun
wie mir nicht entgehen konnte. Dieser innere Zus
sprach sich denn auch in einer gewissen Verlegenheit i
Benehmens aus, die sich nur dann erklären läßt, wenn
bedenken, daß sie mich kurz zuvor noch als Knaben, ja u
man will, als Kind zu betrachten gewohnt gewesen, als
Kind sage ich, das sie zu leiten, zu ermahnen, zu beaur
tigten hätten. Und nun fanden sie plötzlich diesen Pfe
r einen Chef verwandelt, der für sie sorgte, sie bei

nd zwar all dieß mit dem Tone der Unabhängigkeit, der Autorität, und indem er eine Gewalt, einen Anspruch geltend machte, die sich mit ihren frühern Begriffen nicht vereinigen ließen.

Nochte mich auch der alte Geistliche nicht mehr als leßten Knaben betrachten, so konnte er doch kaum begreifen, wie alle die Leute, die er um sich sah, meinen Befehlen, dem pflichtschuldigen Gehorsam leisteten. Da war der Eine ermüht, mir den Helm abzunehmen, ein Anderer wartete auf den Kürass, oder bat um meine Befehle, Jener stattete mir Rapport ab. Gewiß war Frau Marquette nahe daran, mich nach beseitigtem Helm am Kopf zu nehmen, wo sie die braunen Locken wieder sah, die sie in meiner Kindheit um die Finger zu winden gewohnt gewesen. Luise Klein schien mich als Mann und Befehlshaber zu betrachten, wir müssen aber auch bedenken, daß sie sich seit ihrer Kindheit auf meinen Arm gelehnt, daß ich nicht nur ihr Beispiele, sondern auch ihr Rathgeber, ihr Beschützer gewesen, daß sie mit mir, dem Stärkern, Kräftigern aufwachsend, dem Weilschen zu vergleichen war, welches im Schatten, aber auch unter dem Schutze des höhern Gesträuchs erblüht.

Der gute La Tour war äußerst ernst und nachdenklich. Ab beim Abendessen entging es mir nicht, daß er häufig, Messer und Gabel beiseite legend, in tiefes Träumen versank. Luise dagegen war heiter und glücklich, voll Freude und Zufriedenheit, sich wieder unter ihren Lieblingen zu sehen. Dabei ließ sich aber seit der vergangenen Nacht eine neue Anwandlung von Schüchternheit — darf ich mich dieß

Ausdrucks bedienen? nein nicht Schüchternheit, auch nicht gerade Zärtlichkeit, vielmehr eine Tiefe, eine Innigkeit, eine Herzlichkeit des Tons in Allem, was sie mir zu sagen hatte, nicht verkennen. Obgleich die Farbe ihrer Wange sich höher röthete, der Ausdruck ihres Auges inniger wurde, wenn die Unterhaltung auf einen interessanten Gegenstand fiel, war doch ihr Gefühlswechsel hinsichtlich meiner, man vergönne mir dieß Paradoxon, weniger vollständig, obwohl größer, als der der beiden Andern. Sie betrachtete mich mit Gefühlen, die nur eine Erweiterung der frühern, innern Zustände waren, die Andern dagegen betrachteten mich, aus einem ganz neuen Gesichtspunkte. Hätt' ich noch irgend daran gezweifelt, würde mir folgender kleine Vorfall vollkommene Gewißheit gegeben haben.

Mit jugendlicher Eitelkeit erzählte ich während des Essens, daß mir Prinz Condé, damals der große Held der protestantischen Partei — so eben mit eigener Hand den Ritterschlag gegeben habe. Luise fuhr von ihrem Sitz auf, ihre Augen, ihre Wangen glühten, und in ihren Blicken spiegelte sich ein Vergnügen und eine Seligkeit, die ich nie vergessen kann. Thränen der innigsten Freude drängten sich hervor, und ihre Lippen konnten alle die glückwünschenden Worte kaum ausdrücken. Gleich drauf aber setzte sie sich wieder, indem sie mir die Hand reichte. In frühern Zeiten würde sie mich in die Arme geschlossen, ihren Glückwunsch auf meine Lippe gedrückt haben.

Nach dem Essen machte ich die Runde durch meine Quartiere, um die nöthigen Anordnungen zu treffen, während

nise, ermüdet von den Beschwerden der letztvergangenen Zeit, sich halb nach meiner Rückkehr zur Ruhe begab. Frau Marquette und eines ihrer Mädchen, denen dasselbe Schlafgemach angewiesen war, zogen sich zu gleicher Zeit zurück und so blieben wir Beide, der gute La Tour und ich, und zwar meine Wenigkeit vollkommen unvorbereitet auf die Unterhaltung, die da kommen sollte.

„Heinrich,“ begann der gute Alte, als wir uns bei verschlossenen Thüren allein sahen, „Heinrich, ich bin bekümmert um Dich und Lulise, namentlich sehr bekümmert um Letztere.“ Dabei drückte ein trauriger, ahnungsvoller Zug um seine Augen genugsam aus, daß sein Kummer tiefer lag als nur auf den Lippen.

„Wirklich?“ erwiderte ich, indem tausend vage, unklare Besorgnisse in mir aufstiegen; „und was macht Euch so bekümmert, theurer Freund? Warum seyd Ihr unruhig, La Tour? Wohl hab’ ich’s bemerkt über die ganze Mahlzeit, aber ich konnte mir keinen Grund davon denken.“

„Ach, Heinrich,“ rief der Alte, „sagt Dir nicht Dein eigen Herz das Warum? Sagt es Dir nicht in diesem Augenblick Dein Gefühl?“

„Gewiß nicht, theurer Herr,“ war meine Antwort, „ich weiß von dergleichen Gefühlen, dergleichen Ahnungen nichts, verstehe überhaupt Eure Anspielungen nicht. Es möchte unrecht seyn, Lulise wegzuführen, und sicher hätte ich’s nicht gethan, wär’ mir irgend eine Wahl übrig geblieben. Aber sie muß Euch ja gesagt haben, daß es ohne mich

Wissen geschah, und daß es, einmal geschehen, unmöglich war sie zurückzubringen.“

„Das ist's nicht, das ist's nicht, Heinrich,“ erwiderte La Tour, „aber, aber,“ fügte er stoßend bei, „das ist's, daß Du Luiseu liebst und daß —“ Hier hielt er an und schloß endlich: „doch es ist unnütz es zu verhehlen, Du weißt es bereits, ahnst es, siehst es, selbst wenn sie es Dir nicht mit ihren Lippen gestünde; — mit Einem Worte, Heinrich, Du liebst Luiseu, und sie liebt Dich.“

Ich hätte erwidern können, das sey etwas ganz Natürliches, hätte sagen können, so sey es immer gewesen und er habe es wohl gewußt, aber ich wollte mir gegen den geraden, ehrwürdigen, gütigen Mann um Alles in der Welt keinen zweideutigen Ausdruck erlauben, und antwortete daher! „Und ist dieß Alles, mein werther Freund, weshalb Ihr so bekümmert seyd? Ich sehe wahrlich nicht, warum Ihr es Euch so sehr zu Herzen nehmt; kann doch nichts natürlicher seyn, als daß es sich also verhält. Ich läugne keineswegs, daß ich Luiseu im vollen Umfang Eurer Mein ung liebe. Zwar glaub' und hoff' ich, daß sie mich wieder liebt, doch kann ich hierüber nichts Gewisses sagen, da wir uns über diesen Punkt nie gegen einander geäußert. Aber auch angenommen dem wäre so, wo ist das schreckliche Unglück, weshalb unser ältester, bester Freund traurig und bekümmert seyn sollte über die gegenseitige treue und innige Liebe zweier jugendlicher Herzen, denen er sich immer als Vater erwiesen?“

„Gerade, weil ich Euch Beide liebe,“ war seine Ant-

wort. „Du hast Dich freimüthig und ehrlich gegen mich benommen, Heinrich, und Dein Vertrauen soll nicht mit Undank belohnt, nicht verrathen werden. Aber ach mein Sohn! wie wenig kennst Du noch von den Wegen dieser Welt! Du magst einige Erfahrung in den Waffen haben, magst in der Kriegeskunst errathen, was Andere lernen müssen, aber von der Welt, Heinrich, von der Welt weißt Du noch wenig. Sonst müßtest Du auch wissen, was mich bei Eurer Liebe bekümmert, was sie für Euch Beide zur Quelle unendlichen Jammers machen muß. Sag' selbst, Heinrich, was kannst Du denn Anderes erwarten, als daß Du Luissens Hand einem Andern gegeben siehst, selbst wenn ihr Herz Dein ist? Was wird das Ende vom Ganzen seyn?“

„Aber werth'her Freund,“ war meine Antwort, „erlaubt mir gleichfalls eine Frage. Warum soll ich denn nicht selbst Luissens Hand bekommen können?“

„Du, Heinrich, Du?“ rief der gute Alte, „leere Eitelbildung und nichts weiter. Und kannst Du Dich ihr auch nur einen Augenblick hingeben? Meinst Du, ihr Vater, reich, angesehen, stolz, werde sie mit einem Manne verblenden, der nichts besitzt als sein Schwert, so gut dieß seyn mag? Frage Dich selbst, ist dergleichen wahrscheinlich? Ist's möglich?“

„Gegenwärtig allerdings nicht,“ erwiderte ich, „aber Luise ist noch sehr jung, im ersten Frühling des Lebens. Ich habe bis jetzt ausgezeichnetes Glück gehabt; warum soll ich nicht Schritt für Schritt auf dieser Bahn bis zu einem hohen Punkt, Beides, des Ruhms und des Reich-

thums, gelangen können? Warum nicht auch ohne die Geburt eines Comdés dieselbe Höhe erreichen wie er, da Er als Prinz verhältnißmäßig noch ärmer und niedriger seinen Lauf begann als ich? Warum nicht gleichfalls ein neues Haus erbauen, wie mein großer Aeltervater, der Graf von Ceronis, der das edle Haus, zu dem ich gehöre, mit nichts als seinem Schwerte gründete?"

„Wahr! so that er,“ versetzte La Tour, „und so magst Du auch thun. Aber bedenke, Heinrich, Dein Großvater veräußerte die Baronie Blancford an einen jüngern Bruder, der Sache zu lieb, für die er focht; Dein Vater that dasselbe, und der Kriegshandel, wie jeder andere Handel, ist bald großer Gewinn, bald schwerer Verlust, nur mit dem Unterschied, daß hier Zufälle in zehnfältigem Verhältnisse eingreifen. Bedenke, daß der Krieg ein Spiel ist mit wichtigen, schweren Chancen gegen den Spieler. Aber auch angenommen, das Glück begünstige Dich bis aufs Aeußerste und bis zu Ende, Du erwerbest Reichthum, Ehre und Auszeichnung, zugegeben ferner, was ich kaum bezweifle, daß Luise diese Zeit Deines Glücks gern abwarten wolle, glaubst Du denn, ihr Vater werde so lange zusehen? Glaubst Du er werde seine Tochter willig einem Mann aufbewahren, dem er zwar seine Achtung nicht versagen kann, für den er aber in seinem ganzen Leben keine sonderliche Zuneigung zu erkennen gab? Kannst Du dafür stehen, Heinrich, um *Alles* mit Einem Worte auszudrücken, kannst Du dafür stehen, daß er nicht morgen den Tag Luises Hand einem

Andern zusagt? Ja, bist Du sicher, daß er es nicht schon gethan hat?"

Ein gewisses Etwas im Benehmen des Alten schien mehr zu sagen als in seinen Worten lag. Entschlossen, auf einmal dahinter zu kommen, stand ich auf und ergriff seine Hand.

„Was meint Ihr damit, La Tour?“ sagte ich. „Ausgesehenlich wollt Ihr mich warnen; Ihr habt Etwas auf dem Herzen. Sprecht es aus, spricht es geradezu aus. Wir haben uns immer ehrlich und aufrichtig gegen einander erwiesen, und so wollen wir es, wenn ich Euch darum bitten darf, auch künftighin unter uns halten.“

„Es ist auch kein Grund vorhanden, warum es nicht also seyn sollte,“ erwiderte Jener, „es ist mir keine Verpflichtung auferlegt, man hat mir kein Versprechen des Stillschweigens abgenommen. Nun denn, der Baron bestimmt Lußens Hand einem Andern, ja es hat, wie ich glaube, schon eine Zusage stattgefunden.“

Diese Worte fielen wie Tropfen geschmolzenen Feners auf mein Herz, sie brachten mich zur Verzweiflung, zu einer Verzweiflung, die mehr war als Alles, was ich je gefühlt. „Und wem?“ sagt' ich, „wem?“

„Dem Herrn von Blaye,“ war die Antwort; „einem Katholiken, einem Verfolger, einem Feinde unseres Glaubens, aber reich, mächtig, hübsch, tapfer, aus einem edlen Hause“ —

Ich stampfte jornig auf den Boden mit dem Ausrufe

„einem Libertiner, einem Wüßling, einem Thoren, einem Narren!“

„Wirklich?“ rief der Geistliche, „aher wie weißt Du all dieß, Heinrich von Gerons. Laß Dich nie durch Eifersucht verleiten, mein Sohn, den Ruf eines Andern anzutasten; es ist dieß ein hohes Gebot. Wie kannst Du all dieß wissen, frag' ich, Heinrich?“

„Weil,“ erwiderte ich, „er mein Gefangener war, und mein Gast auf einige Tage, und in dieser Zeit führte er ein thörichtes, unmäßiges, lafterhaftes Leben, das dem niedrigsten Wüßling in der verdorbensten Hauptstadt Europas zur Schande gereicht haben würde.“

„Wehe, wehe!“ rief der gute Alte, „nun machst Du mich zehnfältig unglücklich, Heinrich. Ich weiß, Du würdest die Wahrheit in keiner Weise verkehren, und doch möcht' ich so gerne diesen schrecklichen Worten keinen Glauben schenken.“

„Sie sind so wahr, als ich lebe,“ rief ich heftig. „Weiß Luise von der Absicht ihres Vaters? hat sie den Mann gesehen, den man ihr zum Gemahl bestimmt?“

„Ne,“ erwiderte La Tour, „auch weiß sie nichts davon. Er ist ein entfernter Verwandter der Baronesse. Ohne Zweifel hat diese das Ganze eingefädel't, und ich weiß nur so viel, daß der Baron auf die Anfrage des jungen Mannes erwiderte, seine Tochter wäre noch zu jung zum Heirathen, *oder überhaupt um nur an dergleichen zu denken. Was er sonst noch hinzufügte, weiß ich nicht, aber ich hörte, es seien Ausflüchten, wo nicht gar Zusagen gegeben worden.*“

„Zusagen, die nie in Erfüllung gehen sollen!“ erwiderte ich, mich ruhiger niederlegend. „Er soll Lulsen von Blancford nicht heirathen, und wär' er so reich als ein indischer Nabob!“

„Wie so?“ fragte der Pastor. „Bedenke, mein Sohn, was Du sagst. Wer sollte ihn daran hindern, Heinrich?“

„Diese Rechte,“ erwiderte ich, sie heftig auf die Tafel brückend. „Lieber Vater, laßt mich in dieser Sache allein handeln. Gern will ich Euch um Eure Meinung fragen, gerne Eurem Rathe hórchen, der Entschluß aber sey meine Sache. In Allem, was zwischen uns in dieser Sache verhandelt wird, oder in irgend einer damit in Verbindung stehenden, erwart' ich Euren Beistand als Freund, Lehrer, Ermahner, und ich weiß, Ihr werdet ihn mir nicht versagen, falls ihn zu geben Euren Ansichten von Recht und Unrecht nicht widerspricht. Nicht minder seh' ich bei Euch, als einem Diener Christi und einem ehrlichen Mann, das tiefste Schweigen voraus über Alles, was sich auf diese Angelegenheit bezieht. Wohl weiß ich, daß ich bei Euch keine Achselträgererei, kein doppeltes Verständniß, keinen frommen Betrug zu befürchten habe, wie es bei den Priestern unserer Feinde und Verfolger der Fall seyn möchte.“

„Aber was willst Du thun? Heinrich,“ fragte der Pastor. „Welche Absicht darf ich Dir unterlegen?“

„Das weiß ich selbst nicht, theurer Freund,“ war meine Antwort. „Ich bin noch nicht mit mir einig, ob ich Lulsen meine veränderten Gefühle auf einmal bekennen und mit

der Ihrigen vergewissern, oder ob ich der Sache ihren eigenen Lauf lassen soll.“

„Auch weiß ich Dir hier nicht zu rathen, Sohn,“ erwiderte La Tour. „Ist es doch ein schmerzlicher, schrecklicher Gedanke, daß ein so anmuthiges, reines, unschuldiges Wesen zu einer Verbindung gezwungen seyn soll mit einem Mann, der eines andern Glaubens, mit einem Mann, der sich wahrscheinlich bemühen wird, ihre religiösen Grundsätze zu verderben, vielleicht auch die Reinheit ihrer Seele; mit einem Manne, der sie zuletzt vernachlässigen, verlassen, mißhandeln, gewiß aber nie glücklich machen wird, ja nicht glücklich machen kann. Ein trauriges Schicksal, de Gerons, traurig und schrecklich, besonders für ein Wesen, das einen Andern liebt.“

„Und bin ich wirklich gewiß, daß sie mich liebt?“ sagte ich, mehr zerstreut als in der Absicht zu fragen.

„Wenigstens genug, daß sie unglücklich seyn wird mit jedem Andern, das weiß ich gewiß,“ war seine Antwort. „Und deshalb möcht' ich Dir beinahe rathen, über eure gegenseitige Neigung Rücksprache mit ihr zu nehmen. Wohl mag auch sie ihre Liebe zu Dir ahnen, vielleicht entdeckt sie aber erst das „wie sehr,“ wenn sie die Braut eines Andern geworden. Natürlich kann ich ihr nicht rathen, den Befehlen ihres Vaters Gehorsam zu verweigern, außer es läge sonnenklar und über allen Zweifel zu Tage, daß das Heil ihrer Seele dadurch gefährdet wäre, aber die Kenntniß eurer gegenseitigen Gefühle mag ihr, denk ich, zur *Salvator* dienen, da, wo ich keine zu rathen wage, ihr kaum zu

handeln wißt — und doch Heinrich, ich weiß nicht — weiß wirklich nicht“ —

„Laßt das meine Sorge sehn, verehrter Freund,“ versetzte ich, „ich will es diese Nacht bedenken und zwar, wenn es mir immer möglich, mit Beseitigung jedes eigennützigen Gefühls; und nun, für heute guten Abend, denn es rufen mich andere Pflichten.“

Dreizehntes Kapitel.

Es war die peinlichste, unruhigste Nacht, die ich bis jetzt in meinem Leben gehabt hatte. Neue Gefühle, innig, heftig, unwiderstehlich, hatten von meinem Herzen Besitz genommen und nachdenklich, rastlos beschäftigte sich mein Geist die ganze Nacht hindurch mit manch unwillkommenem, peinlichen Bild, mit wilden, ängstlichen Gedanken. Dennoch war beim Aufstehen mein Entschluß gefaßt, und zwar mit voller Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse. Ich fragte mich, ob meines Velters Benehmen mich dergestalt zur Dankbarkeit verpflichtete, es mir zur Ehrensache mache, daß ich alle Hoffnungen, mein ganzes Lebensglück zum Opfer zu bringen hätte, während zugleich der Friede, der Trost, die zeitliche, vielleicht ewige Ruhe des Wesens verloren gehe, das ich auf Erden am meisten liebte?

Die Antwort war einfach und gerade: es gab keine solche Pflicht. Dann erinnerte ich mich der Baronesse, nicht der zweiten, sondern der ersten Gemahlin, Jener, die ich

ter, ja mehr als Mutterstelle an mir geübt, und fragte mich hinwieder, ob Alles, was ich ihr zu verdanken, mit meinem Benehmen gegen ihr Kind irgend in Collision gerathe? Auch hierüber war ich bald mit mir einig. Ich fühlte das Bewußtseyn in mir, Luise glücklich machen, ihren Frieden, ihre Ruhe sichern zu können, wußte daß, falls ich mir anders Vermögen zu erwerben im Stande war, es keine Gefahr oder Schwierigkeit, keine Mühe und Noth in der gewöhnlichen Reihe der Wahrscheinlichkeiten geben konnte, vor der ich sie nicht zu bewahren, zu beschützen im Stande war.

Verbot mir etwa das tiefe Gefühl der Dankbarkeit, der Liebe gegen die Töbte Schutz und Schirm zu gewähren ihrem geliebten Kinde, ja selbst von dem bloßen Versuche abzustehen? Wars nicht vielmehr meine Pflicht, alle mir vom Himmel verliehene Kraft zu diesem Endzwecke aufzubieten, um der armen Luise eine Verbindung zu ersparen, die sie nur unglücklich machen konnte, eine Verbindung der Reinen mit dem Unreinen, der Unschuldigen mit dem Verdorbenen? Die Antwort war: „ja!“

Keiner kann bei solchem Zurathgehen mit seinem Herzen in Sachen seiner innigsten Gefühle behaupten, daß die einfache, lautere Vernunft allein die Antwort dictirt habe. Auch möchte ich dieß im vorliegenden Falle nicht von mir sagen, aber mein Bestes hatte ich wenigstens gethan, zu einem solchen Resultat zu gelangen. Ich glaubte auf dem rechten Wege zu seyn, war überzeugt, daß sich der Frage keine andere haltbare Seite abgewinnen ließ, und bestimmte

darnach meine nächsten Schritte. Ich wollte Luise von meinen Gefühlen in Kenntniß setzen, ihr meine Hoffnungen, meine Wünsche für die Zukunft gestehen, nicht um sie durch irgend eine Zusage zu binden, sondern um ihr die Augen zu öffnen, mir Gewißheit zu verschaffen von dem Stande ihres Herzens, und dann ihrer angeborenen Seelenstärke, ihrer Entschlossenheit, ihrer Liebe das Uebrige überlassen.

Mit diesem Entschluß stand ich bei Tagesanbruch auf. Es war ein klarer, heiterer Morgen, ich machte die Frühstücksrunde und fand bereits den Soldaten mit der Stillstandsflagge und einem Briefe des Prinzen von Condé an den Herzog von Anjou, in Erwartung meiner weitem Befehle. Ich setzte mich sogleich nieder und schrieb den versprochenen Brief an den Baron. Ich erzählte in wenig Worten, was sich mit Luise begeben, äußerte mein Bedauern über die Mühen und Anstrengungen, die ihr dadurch zu Theil geworden, fügte aber weiter keine Entschuldigung bei, da es dergleichen nach meinem Dafürhalten nicht bedurfte.

Nach Abfertigung des Boten erkundigte ich mich nach dem Zustande der Armee, da ich bemerkte, daß ein bedeutendes Truppendeaths sich aus unserer Nähe hinweg auf den linken Flügel gezogen, so daß nur fünf bis sechshundert Mann im Dorfe geblieben. Ich sah, daß die abziehenden Truppen zu Verstärkung des Centrums in die Nähe Loubuns bestimmt waren, denn eine heftige Epidemie unter den Truppen aus der Provence hatte in wenig Tagen nahe an zweitausend Mann weggerafft.

Unser kleines Dörfchen war nun verhältnißmäßig

einsam geworden; ein Theil der Offiziere hatte den Prinzen nach Mort begleitet, und Montgomery, der zurückgelassene Oberbefehlshaber, war wirklich die einzige Person von Bedeutung, die uns blieb.

Nachdem ich mich mit verschiedenen militärischen Berufsarbeiten beschäftigt, kehrte ich heim, und fand meinen kleinen Haushalt bereits aus den Federn und mich erwartend. Der gute La Tour warf mir ernste, nachdenkliche Blicke zu, aber Luise war erfrischt aufgestanden und schön wie der Morgen, und war' ich irgend noch unentschlossen gewesen, würde ich diesem glänzenden Auge wohl schwerlich widerstanden haben. Aber ich war längst entschlossen und unmittelbar nach dem Frühstück sagte ich zu ihr:

„Komm, Luise, es ist ein sehr schöner Tag; die gute Frau Marqulette wird Dir eine passendere Kopfbedeckung ausfinden, als Dein Reisehabit in der grimmigen Nachtfalte war. Ich will Dich ums Lager herumführen, Du magst hier mehr von der kriegsrischen Welt sehen, als Dir bisher zu Theil ward.“

Frau Marqulette versicherte alsobald, daß beinahe des Fräuleins ganze Garderobe zur Hand sey, denn bei der hastigen Abreise des Barons habe er nur wenig mitnehmen können. Luise war bald zum Spaziergang ausgerüstet, sie lehnte sich zärtlich auf meinen Arm, und wir wandelten wohl eine halbe Stunde von Posten zu Posten.

Unkundig dessen, was in meinem Herzen vorging, mochte sie mein Schwelgen, mein zerstreutes Wesen bemerken, und in der Meinung, daß nicht alles nach meinen

Wünschen gehe, fragte sie mich auf die anmuthigste Weise mit ihrer süßen, zärtlichen Stimme, warum ich so traurig sey, warum ich sie nicht „meine eigene, einzige Luise“ nenne. Ich versprach ihr baldige Antwort und führte sie zum Dorf hinaus, an dem alten Herrenhause, dem Quartiere des Prinzen von Condé vorbei, auf die Höhe des Hügel. Diesen begränzte ein Wäldchen schlanker Föhren, deren immergrüne Wipfel sich in einander verschlangen, während die weit aus einander stehenden untern Stämme den hellen Strahlen der winterlichen Sonne Zutritt ins Innerste gestatteten, so daß die dicht über den Boden gesäeten roth und gelben Blätter von einem wunderbaren Heiligenschein erglänzten. Der Morgen war schön und heiter wie ein jugendlicher Sommertag, und ebenso erfrischend, und doch erinnerte ein Etwas daran, daß es nicht Sommer sey, ein Etwas, das der ganzen Scene einen Schatten von Schwermuth verlieh, einen Schatten von Schwermuth sogar dem Morgenglanze selbst. Die Grashalme den Hügel entlang funkelten im Licht, als wären sie mit Edelsteinen behangen, aber wie es sich zuweilen auch mit dem Feuer dieser Steine zu verhalten pflegt, man sah und fühlte, daß der Sonnenschein auf eine kalte Scene fiel, daß Alles frostige, gefrorene Masse war. Es lag kein Nebel über der Erde, der klare, unbewegte Aether gewährte die Fernsicht auf die Kirche von Loydun und mehrere andere Gebäude der kleinen Stadt, und wir standen still und genoßen diesen Anblick, ohne daß ein Laut die winterliche Stille der Natur unterbrach.

„Wie weit ist's bis zu jener Stadt?“ fragte Luise, aus dem stummen Betrachten erwachend.

„Wohl an die drei Stunden, meine Liebe,“ war meine Antwort.

„Und wie nahe man sie glaubt,“ erwiderte sie, „kaum hätt' ich auf Eine gerathen.“

„Allerdings nimmt hier es sich so aus,“ versetzte ich, „bei der Klarheit der Winterluft, und auf gleiche Weise verhält es sich auch mit künftigen Dingen. Dem ruhigen, kalten Auge der Erfahrung, der Vernunft, scheinen größere Zeitabschnitte von fünf bis sechs Jahren so nahe, als könnten wir sie mit den Händen greifen, der Raum in der Mitte schwindet zu Nichts zusammen und der Rest des Lebens scheint nur ein Augenblick. In den warmen, sonnigen Tagen der Jugend dagegen rückt der lustige Nebel der Leidenschaft, der Phantasie, der Ungebuld alles Künftige in weite, weite Entfernung, und die fünf, sechs Jahre zwischen uns und unserem Glück bänken uns eine Ewigkeit der langweiligsten Erwartung.“

Sie sah mich lächelnd an und sagte: „So mein' ich's auch, Heinrich. Wenn ich seit Deiner Entfernung von Blancsford mich mit dem Gedanken beschäftigt, wann ich Dich wohl wiedersehen würde, kam mir die Zeit immer unendlich vor.“

„Und nun, da wir uns gefunden, Luise,“ sagte ich, „sollen wir uns in wenig Stunden trennen — uns trennen, um wann uns wieder zu sehen?“

Sie sah zu Boden und seufzte tief und ich fuhr fort:

„Du weißt wohl, Luise, daß der Bote abgegangen ist ins Lager des Herzogs von Anjou, um sicheres Geleit zu holen für Dich und die Uebrigen?“

„So sagte mir Marquette,“ erwiderte sie. „D ich denke er kommt nicht so bald zurück.“

„Und doch wird uns diese Zwischenzeit nur ein Augenblick dänken, meine Liebe,“ versetzte ich, „und zwar ein kurzer, und dann scheidest Du von mir und Jahre mögen vergehen, ehe wir uns wieder finden, und dann, Luise“ — wenn ich mich recht erinnere, so begann meine Stimme zu zittern — „und dann bist Du vielleicht die Braut eines Andern.“

Sie schrak zusammen, ließ meinen Arm los und sah mich mit durchdringenden Blicken an, als wäre sie plötzlich durch schreckhafte Phantasien aus einem lieblichen Traume erwacht.

„Ach nein!“ rief sie mit dem Tone des Vorwurfs. „Nein, Heinrich, nein, nein.“ Mit diesen langsam ausgesprochenen Worten erstarb ihre Stimme, und sie verfiel in tiefes Nachdenken.

„Luise,“ sagte ich, nachdem ich ihr Zeit gelassen sich zu sammeln, „weißt Du, wie ich Dich liebe?“

„Ja, Heinrich,“ erwiderte sie, die bleichen Züge zu mir erhebend, „ich weiß, Du liebst mich.“

„Aber weißt Du auch, wie sehr ich Dich liebe, Luise?“ fragte ich. „Weißt Du, daß ich Dich doppelt liebe, Dich auf zwiefache Weise geliebt habe?“

„Doppelt,“ sagte sie nachdenklich, „wirklich selbst

be Dich zu verstehen und doch, es ist

seltsam, Liebe," versetzte ich, "wirklich
u weißt, ich liebe dich innig, Luise, vor
von Blancford. Aber nun lieb' ich Dich
er, inniger, wärmer, zärtlicher."
e schwer, als ich so sprach, stützte ihre Hand
, und sah noch immer zu Boden. Endlich,
m erstenmal ihre Gefühle geprüft, erwies

allerdings, und ich liebe dich auch anders."
ag meinen Arm um sie, drückte sie an meine
st, tausend Dank Dir, Liebe, für dieses Wort.
, was fühlst Du für mich?"
uns nicht sagen," meinte sie, die glühende Stirne
ußt drückend; "kannst wirklich nicht sagen, Hein
weiß ichs selbst. Ein seltsames Gefühl ist
erkommen, aber es scheint mir, eine zweite Treue
Dir wäre das Schrecklichste, was mich befallt

rückte sie zärtlich ans Herz.
be Dich, Luise," sagte ich, "auf den trocke-
ner, und laß uns ruhiger sprechen. Siehst
nd! dieß Schwert ist die einzige Erbschaft be-
mehr liebt als das Leben. Schon hat es ihr
nen erworben, einigen Reichthum gewonner
olle ihm auch zu einer höhern Stellung ver-
emäßigtem Ehrtrieb genügenden Glücke,

Rechte zu werben um die Hand seiner Geliebten. Dieß, Luise, ist das Ende, der Schluß aller meiner Bestrebungen, dieß die Hoffnung, die mich belebt, zur Höhe führt, wenn ich anders diese Hoffnung hegen darf. Sie, diese Hoffnung, hat mich zu dem gemacht, was ich bin, sie wird meine Bemühungen vervielfältigen. Nur um Deine Liebe besteh' ich diese Kämpfe, mein einziges Streben ist, daß Du mein werdest, Herz meines Herzens, Seele meiner Seele, daß meine Arme Dein Ruheplaz seyen für dieses Leben, daß Dich kein Anderer jemals von meiner Brust zu reißen vermöge. Sprich, Luise, gib mir den einen schönen Trost, das eine überwiegende Motiv für jede Art von Mühen: sag mir, kommt dieser Gefühlswechsel, den Du zugibst, im Ziel seiner Wünsche mit den meinigen überein? Gibt er Dir die Ueberzeugung, daß Du glücklich seyn könntest mit mir — nicht als Schwester, sondern als Braut — nicht als bloße Gespielin, sondern als die mir für dieses, durch dieses Leben mit jedem Rettengliede der Liebe verschlungene einzig Angetraute, die in Einem Wesen mir Schwester, Gespielin, Freundin, Gattin wäre? Sag mir, Luise, sag mir, verhält es sich so? Legt dieser Gefühlswechsel Deinem eigenen Herzen das Geständniß ab, daß Deine Liebe der meinigen gleichkommt in glühender, tiefer, inniger Leidenschaft?“

Sie antwortete nicht, konnte einige Zeit nicht antworten, denn Thränen, Thränen tiefer Bewegung rollten ihre Wangen herab. Aber ihre Hand blieb in der meinen, ihr Haupt lehnte sich an meine Schulter, die Wange glühte, die Augen sahen zu Boden, die Lippe zitterte. Aus ihrer

3

James. Heinrich von Gerons. III.

ganzen Benehmen leuchtete mir Hoffnung entgegen, und doch hätte ich gerne mehr gehört. Ich wiederholte meine Frage, anders eingekleidet, küßte sie auf die Wange, drang aufs Neue in sie mir zu antworten. Endlich nach langem Zögern erhob sie den Blick zu mir, und sagte fast im Tone des Vorwurfs: „Ach Heinrich, Du fühlst, Du weißt, daß ich Dich tief, innig, zärtlich liebe, wie nur ein weibliches Wesen den Mann lieben kann, und hätt' ich meinen Willen, ich würde mich nie von Dir trennen, würde Dich nie verlassen. Was kann ich mehr sagen?“

„Nichts, Theure, nichts,“ erwiderte ich, „genug hast Du gesagt, hast mich glücklich, sehr glücklich gemacht, glücklicher, als ich mir jemals Hoffnung machen konnte. Und doch bleibt noch Viel übrig bis zu einer glücklichen Vereinigung. Ich muß alle meine Energie, meine ganze Thätigkeit aufwenden, eine Stellung zu erreichen, auf der ich mit Fug und Recht um Deine Hand bitten kann. Du von Deiner Seite hast nicht weniger zu thun. Bevor Du mein sehn kannst, wird man Dich drängen, Deine Hand einem Andern zu geben — man wird Dir befehlen, Dich zwingen wollen“ —

„Nie, nie,“ rief Luise heftig, „nie will ich sie anhören, nie ihnen auch nur einen Augenblick Gehör geben; von diesem Augenblick, Heinrich, bin ich die Deine, und ich verspreche“ —

„Mein, Luise, nein,“ erwiderte ich; „ich binde Dich durch kein Versprechen; dazu hab' ich kein Recht.“

„Du bindest mich durch kein Versprechen, Heinrich.“

sagte sie, „aber ich binde mich selbst. Nie werd' ich solchen Anträgen auch nur eine Minute lauschen, und so möge denn kein Gedanke dieser Art Deine Ruhe stören. Glaube nichts, wenn Dir dergleichen zu Ohren kommt; zweifle nicht, fürchte nicht, lieber Heinrich. Ich bin Dein und sonst Keinem. Als Du vorhin sagtest, Du würdest mich vielleicht als Braut eines Andern finden, fühl' ich, obwohl ich früher über all dieß auf solche Weise niemals nachgedacht, daß es nicht der Fall seyn könne, daß Du mich nie, nie finden würdest als das Weib eines Andern.“

Wir verweilten noch länger bei diesem Gegenstande, sprachen von unsern Gedanken, unsern Gefühlen. Luise wurde allmählig ruhiger, ich konnte im verborgensten Schrein ihres Herzens lesen, und mit jedem Augenblick machte mich die Ueberzeugung glücklicher, daß ich so voll, so innig geliebt war, als ich nur wünschen konnte. Nachdem wir uns ziemlich lange an dieser Stelle aufgehalten, gingen wir wieder dem Dorfe zu, aber ehe wir das Lager erreichten, erneuerten wir unsern Spaziergang eine Strecke weit um dasselbe herum, hielten wieder an, kehrten wieder um, wechselten einige zärtliche Worte, und auf diese Weise dauerte es längere Zeit, bis wir mit unsern Gedanken zu dieser sublunarschen Welt zurückkehrten. Wohl kehrten wir endlich zu ihr zurück, aber nicht ohne einen dünnen, nur uns selbst sichtbaren Schleier, der sie und uns vollkommen zu scheiden genügt. Schien es doch, als hätte Liebe unsere Herzen zu ihrer Wohnung ersehen, so daß die Thüren und Fenster derselben für die Außenwelt verschlossen blieben.

Der gute La Tour war für jetzt unser einziger Vertrauter, wenn ich ihn so nennen darf. Abends benutzte er die erste Gelegenheit, mich im Geheimen auszufragen; ich erzählte ihm Alles, namentlich, daß ich zu meiner unaussprechlichen Freude wieder geliebt wäre. Ich fügte bei, daß ich Luise durch kein Versprechen gebunden, daß sie frei sey von Verpflichtungen, die ihr eigen Herz sich nicht auferlegt, daß es nun aber das Ziel, der Zweck meines Lebens sey, sie dereinst die Meine zu nennen. Von ihm erwartete ich wenigstens so viel, daß er eine Verbindung, von welcher sich nichts als Elend voraussehen lasse, zu verhindern suchen werde.

Er erwiderte, daß er mich wegen dieses Schritts kaum zu tadeln wisse, aber ebenso wenig könne er ihn billigen, denn da wären so viel sich widerstrebende Rücksichten zu nehmen, daß er über sein Verhalten selbst im Zweifel sey. Augenscheinlich befand sich der gute Alte in einem moralischen Zwiespalt, er konnte seine Begriffe von meinem und Luises Rechte nicht vereinigen mit dem Rechte der väterlichen Gewalt, wie er einmal letzteres ansah. Es entging ihm nicht wohin des Barons Betragen geführt, wie traurig die Folgen desselben für seinen eigenen Frieden, für das Wohl der ganzen Familie gewesen waren, und er mochte die Fähigkeit, die Neigung des Vaters, sein Kind auf der Bahn des Glücks, des Friedens zu führen, bezweifeln; aber dennoch wagte er nicht, ihm das Recht dazu abzusprechen.

Glücklicher Weise ward die Unterhaltung bald durch den Eintritt Dritter unterbrochen, und die beiden folgenden Tage gingen ohne weitere Discussion zwischen mir und ihm

vorüber, so sehr uns Weiden dieses Thema in Gedanken am Herzen lag. Aber wie soll ich die Physiognomie dieser Zeit bezüglich meines Umgangs mit Luiseu schildern? wohl waren es schöne, freudige Stunden, aber durchwoben mit jener sanften, stillen Wehmuth, die das Bewußtseyn der kurzen Dauer unseres Glücks hervorbrachte. Wir fühlten uns gegenseitig immer mehr angezogen, je weniger die Augenblicke wurden, in denen wir noch zusammen seyn konnten. Der Gedanke an die nahe Trennung vergrößerte den Wunsch vereint zu bleiben, und goß zu gleicher Zeit Freude und Trauer über unsern kurzen Verkehr.

Endlich kam der Votc mit dem sichern Geleite; nun konnte keine weitere Frist gewonnen werden, Luiseus Abreise ward auf den folgenden Morgen festgesetzt, und nur wenige Stunden blieben uns vor der Trennung auf eine unbestimmte Zeitlänge. Es bedurfte nichts weiter als dieser Aussicht, um Luiseus tiefste Gefühle aufzuregen. Ihre Reigung verbarg sich, verschleierte sich nicht länger unter dem Schein der Zurückhaltung. Sie weinte bei dem Gedanken einer langen, traurigen Trennung, fühlte diese Aufgabe schwerer als sie sich gedacht, und nur das Versprechen, ihr in Briefen an sie und La Tour von meinen Begegnissen, meinem Wohlbefinden fortlaufende Nachricht zu geben, schien sie etwas zu trösten. Wir brachten einen langen Abend zu, doch waren auch diese Stunden der Qual nicht ohne einen Beischmack von Vergnügen, wie früher unsere heitern Tage gleichfalls einen Zusatz von Kummer nicht entbehrt hatten.

Der Augenblick der Abreise erschien, ich setzte mich

Einigen meiner Leute auf, um Lufsen bis zu der ihr entgegen kommenden Escorte das Geleite zu geben. La Tour, Frau Marquette und die übrige Dienerschaft des Barons schloßen sich an, und wir ritten langsam vorwärts, zwar ruhiger gestimmt als am vorigen Abend, doch noch immer sehr traurig. Wir sprachen von der Freude des letzten Wiedersehens, von den verlebten glücklichen Stunden, von den Hoffnungen und Aussichten künftiger Jahre, und all dieß in einem Augenblicke, wo sich Besorgnisse unter unsern Hoffnungen mischten, wo die düßern Bilber der Trauer die glänzenden Visionen, denen wir so gerne nachgegeben, durchkreuzten.

So ritten wir vorwärts und der Weg, den unsere Wünsche gern unendlich gemacht hätten, kam uns weit kürzer vor, als es bei jeder andern Gelegenheit der Fall gewesen seyn würde. Noch ehe wir nach meiner Ansicht den vierten Theil zurückgelegt haben konnten, erblickten wir auf der gegenüberliegenden Thalhöhe eine beträchtliche Reitertruppe, in deren Mitte sich gleichfalls eine weiße Fahne fand. Als sie uns gewahr wurden, hielten sie an, ich ließ die Meinigen gleicherweise Halt machen und ritt allein vor, mich von meiner Vermuthung zu überzeugen. Kaum bemerkten es die Andern, so kamen zwei Herren aus ihrer Mitte auf mich zu, der Eine ein Mann in den höhern Jahren, der Andere dem Schein nach ein ganz junger Mensch, den ich beim Herabreiten vom Hügel für Albert von Blancford, Lufsens Bruder, hielt. Aber bald erkannte ich meinen Irrthum, es war ein Jüngling, den ich schon einmal gesehen, nur konnte

ich mich nicht entsinnen wo? Den Kellern hatte ich noch nie gesehen, nach Kleidung und Haltung war er ein Mann von hoher Bedeutung. Als wir uns in Mitten des Thals begegneten, grüßte er mich höflich mit der Frage, ob ich Herr von Gerons wäre, und das Fräulein von Blancford gebracht hätte. Ich antwortete bejahend, und wünschte von meiner Seite zu erfahren, ob er zur Uebnahme des Fräuleins bevollmächtigt wäre, indem ich mir die Frage erlaubte, mit wem ich die Ehre hätte zu sprechen.

„Mein Name,“ sagte er, „ist Montpensier und in der Abwesenheit des Herzogs von Anjou bin ich Oberbefehlshaber des Heers, bei welchem sich der Baron von Blancford in diesem Augenblick befindet. Aus mehreren Gründen nahm ich dieß Geschäft selbst über mich, besonders aber aus Einem. Dieser junge Edelmann ist mein Sohn, Herr von Gerons. Ich denke, Ihr habt ihn schon gesehen.“

„Allerdings erinnere ich mich seiner vollkommen,“ erwiderte ich, „aber ich kann mich wirklich nicht entsinnen, bei welcher Gelegenheit.“

„Nun unter Eures Pferdes Hufen, vermuth' ich, Herr von Gerons,“ erwiderte der junge Herr mit grazioser Verbeugung. „Das Bistier flog mir auf, als das schlechte Thier unter mir stolperte und zusammenbrach.“

„Ah! nun erinnere ich mich ganz wohl,“ war meine Antwort, „Ihr wart der junge Herr, der uns so tapfer angriff; am zweiten Tage Eures Rückzugs. Wohl würdet Ihr mir ein gut Stück Arbeit gemacht haben,“ fuhr ich lächelnd fort, „hätt Euch Euer Pferd nicht zu Fall gebracht.“

Der junge Herr wurde roth vor Vergnügen, und der Herzog erwiderte für ihn: „Ihr sprecht zu schmeichehaft, Herr von Gerons, und doch ist er ein braver Junge. Er erzählte mir bei der Rückkehr sein ganzes Abenteuer und wie artig Ihr Euch gegen ihn benommen. Dafür sagen wir beide Euch unsern besten Dank.“

„Gott bewahre, gnädiger Herr,“ sagte ich, „daß ich jemals einen Schlag führen würde nach einem tapfern jungen Edelmann, der zu Boden liegt.“

„Aber,“ sagte der Herzog, „Ihr hättet ihn wenigstens gefangen nehmen können, und seine Ranzion würde keine kleine Summe ausgemacht haben. Wir können auf diese Weise nicht Eure Schuldner bleiben, Herr von Gerons, und ich habe ihn deshalb hergebracht, daß wir uns unsers Dankes gegen Euch entledigen können.“

„Ihr habt ihn bereits über Gebühr abgetragen, gnädiger Herr,“ versetzte ich. „Die Dankagung, deren Ihr mich gewürdigt, ist hinlängliche Belohnung und möge mir vergönnt seyn zu wiederholen, daß der junge Herr sich weder ergab, noch Quartier verlangte. Was ich that, geschah aus eigenem freien Antriebe, und vielleicht mag die Zeit kommen, wo mein kleiner Dienst mir auf ähnliche Weise erwidert werden kann. Vergönnt Ihr mir,“ fuhr ich fort, in der Absicht den Gegenstand abzubrechen, „die Frage, ob sich ein Verwandter des Fräuleins in Eurer Gesellschaft befindet?“

„Nein,“ erwiderte der Herzog. „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Herr von Gerons, so ist der Baron von

Blancford bitter böse über den Brief, den Prinz Condé setzenwegen an den Herzog von Anjou geschrieben, auch über den Entzogen, wie ich höre. Ich übernahm deshalb das Geschäft, um jeder unangenehmen Collision zuvorzukommen. Ich wollte seine beiden Söhne mitnehmen, aber er sagte, da er selbst nicht gehe, solle auch Keiner der Seinigen mitgehen. Ich habe aber volle Ermächtigung, das junge Fräulein in Empfang zu nehmen, das dürft Ihr mir glauben."

"Ich bezweifle es nicht im Geringsten, gnädiger Herr," erwiderte ich, „aber ich hoffte die beiden Knaben zu treffen, die mit mir von Kindheit aufgewachsen sind und die ich nun seit mehreren Monaten nicht gesehen. Indes soll Euch Fräulein von Blancford sogleich übergeben werden, und ich bitte Euch, Euer Bestes zu thun, ihren Vater wegen meines Briefs auf andere Gedanken zu bringen. Ich hatte wirklich bei meinem kleinen Ueberfall in jener Nacht keine andere Absicht, als ihn zu befreien, falls er, wie ich vermuthete, als Gefangener zurückgehalten ward."

"Wie!" rief der Herzog; „so wart Ihr es, der uns auf solche Weise aufstöhrte und uns dazu noch eine Fahne entführte. Nehmt Euch wohl in Acht, Martique in den Weg zu kommen, Herr von Cerons, er hat den Verlust der Fahne nicht vergessen."

"Ich will sie mit aller Ehre und Auszeichnung behandeln, gnädiger Herr," erwiderte ich lächelnd, „ich will sie mitbringen auf das nächste Feld, wo ich Eure Arme zu finden hoffe, und da mag sie Herr von Martique wieder einlösen, falls er den Willen dazu hat und das Vermögen."

„Ich werd' es ihm anrichten,“ versetzte der Herzog, „und so werden wir wohl die Tage des Ritterthums wieder unter uns aufleben sehen. Aber wir müssen unsere Zeit sparen, Herr von Gerons, denn es wird uns wenig Tageslicht bleiben, bis wir ins Lager zurückkommen.“

Auf diesen Wink ritt ich alsbald zurück; ich sagte Luise, wer sie abzuholen gekommen, stieg vom Pferde, und führte das ihre am Zügel vorwärts. Der gute La Tour und die Andern folgten in einiger Entfernung, indem sie uns Gelegenheit ließen, diese letzten Augenblicke ohne Zeugen zuzubringen. Inzwischen sprachen wir keine Sylbe, ihre Hand ruhte einen Augenblick in der meinigen, unsere Augen schauten sich gegenseitig lange und sprechend an, und so kamen wir in die Nähe des Herzogs, der, abgestiegen, einige Schritte vortrat, seine schöne Schutzbefohlene zu übernehmen. Er richtete einige höfliche, bedeutungslose Fragen an Luise, aber sie vermochte nicht zu antworten, ihre Stimme erstickte, ihre Augen waren voll Thränen. Der Herzog sah mich an, als wünschte er Aufklärung. Ich hatte keine zu geben und hielt fürs Beste, mich möglichst schnell zu verabschieden.

„Luise,“ flüsterte ich, mich möglichst nähernd, „Luise, Geliebte, Lebwohl! Gott sey mit Dir, er beschütze Dich, gebe Dir Muth und Stärke!“

Sie bückte sich vom Selter herab, ließ ihren Arm auf dem meinigen ruhen und verbarg die thränenschweren Augen an meiner Schulter. Dann riß sie sich los und sagte: „Lebwohl, Geliebte, lebwohl!“

In diesem Augenblick begegneten sich unsere Lippen, ich entzog mich hastig einer Scene, die mir in jeder Beziehung zu schwer wurde. Allein noch hatte ich keine zehn Schritte zurückgelegt, als mich Jemand am Arme berührte. Es war der junge Prinz de la Roche, der Sohn des Herzogs von Montpensier, der, mir seine Hand entgegenhaltend, die meinige faßte und sagte; „Wir sehen uns wieder, Herr von Lerons, wir sehen uns wieder!“

Vierzehntes Kapitel.

Man kann sich vorstellen, daß ich die ersten Stunden auf dem Heimritte nur wenig von den mich umgebenden Gegenständen in Acht nahm. Moric Endem war nicht da, meine Aufmerksamkeit für Das oder Jenes in Anspruch zu nehmen, mich anzustecken mit dem ihm eigenen Geiste des Commentirens, des Beobachtens; nur mit meinen eigenen Gedanken und Gefühlen übergenug beschäftigt, mocht' ich vielleicht die äußern Gegenstände mit dem körperlichen Auge wahrnehmen, aber wenn es sich wirklich so verhielt, war doch die Communication zwischen dem Gesichtorgan und der denkenden Stirne für jezt gänzlich abgebrochen.

In diesem Zustand mocht' ich etwa fünf Stunden zurückgelegt haben, als das ferne Schmettern einer Trompete mir ins Ohr drang. Ich raffte mich auf, suchte die selbstthätige Sorge zu bannen; zu den Geschäften des Lebens zurückzukehren. Wir befanden uns gerade am Fuße eines

weite Plaine beherrschenden Hügels, aber unser Standort war so dicht von Bäumen eingefaßt, daß er keine Fernsicht gestattete. Schnell ritt ich einem Punkte zu, wo die Straße, das Gehölz verlassend, sich über die nackte Anhöhe hinzog, und sah von da auf die Ebene unten hinab.

Mein Erstaunen war nicht gering, als ich ein beträchtliches Truppcorps, zwischen drei- bis viertausend Mann, sich auf einer Distanz von vollen zwei Stunden hinglehen sah. Ihre Richtung ließ die protestantische Armee zur Linken, so daß ich annehmen mußte, sie suchten in Eile die Charente zu gewinnen. Man konnte sie leicht von den Protestanten unterscheiden, die auch in weiter Entfernung an ihren weißen Mänteln zu erkennen waren. Ich würde augenblicklich einige Nachzügler abzuschneiden gesucht haben, um mir Gewißheit über die feindlichen Absichten zu verschaffen, aber die Stillstandsflagge hielt mich ab, und ich glaubte mich verpflichtet, vor einem Angriffe in unser Lager zurückzukehren.

Nachdem Trabe eilte ich lesterem zu und da die Dunkelheit nicht mehr ferne war, konnt' ich annehmen, daß das feindliche Corps in den benachbarten Ortschaften Nachtruhe halten würde. Gleich nach meiner Ankunft im Hauptquartier erkundigte ich mich nach den stattgehabten Positionsveränderungen, und es ergaben sich Anzeigen genug, daß sich die Armee detachementsweise gegen die Loire zog. Montgomery war nicht zu finden, obgleich ihn meine Ordonnanz überall suchten. Ich traf die nöthigen Anordnungen, meine Leute einige Erholung genießen zu lassen, wollte sie

dann mit frischen Pferden versehen, an denen mein kleines Häuflein nunmehr Ueberfluß hatte, und wosern sich bei Einbruch der Nacht die Möglichkeit etwas zu sehen herausstellte, die feindlichen Quartiere angreifen, und zwar einzig in der Absicht, nähere Kunde von den feindlichen Bewegungen zu erhalten.

Nach Ertheilung der nöthigen Befehle setzte ich mich zu meinem einsamen Mahle, und war beinahe damit fertig, als Montgomery eintrat. „Ich komme, mit Euch zu Nacht zu speisen, de Ceron“, begann er. „Man sagt mir, Ihr habt überall nach mir fragen lassen; so mögt Ihr wohl was Neues bringen.“

Ich legte ihm vor, so gut es sich thun ließ, und theilte ihm das Geschehene und meine Absicht mit.

„So sind sie denn wirklich wieder auf den Beinen?“ sagte er nach augenblicklichem Besinnen. „Sie müssen von de Piles Anrücken Wind bekommen haben, er bringt uns Verstärkungen aus Guyenne, und diese werden sie abschneiden wollen. Aber was läßt sich thun? Wir haben bestimmten Befehl, diese Nacht gegen die Loire aufzubrechen, und thun wirs nicht, und zwar nicht in aller Eile, so können wir nie unsere Vereinigung mit den Deutschen und dem Herzoge von Deux Ponts oder Zweibrücken, wie ihn sein Volk nennt, zu Stande bringen. Und das wäre wirklich schlimmer, als de Pile aufzugeben. So läßt sich wirklich nichts weiter thun, als was Ihr vorschlagt: Erkundigungen einziehen, den Herren zeigen, daß sie entdeckt sind, und augenblicklich den Prinzen und den Admiral davon in Re-

niz sehen. Um aber Gute Recognoscirung jedenfalls wirksam zu machen, müßt Ihr mehr Leute haben, de Gerons. Wen wollt Ihr mitnehmen?"

Natürlich wünschte ich so viele Leute zu bekommen, als sich nur immer im Finstern mit Sicherheit führen lassen, und da sich die Arquebusiere bei meiner letzten Unternehmung von großem Nutzen erwiesen, bat ich um sie, sowie um weitere zehn Lanzen, die Montgomery aufs Bereitwilligste unter meine Befehle stellte. Auch bekam ich durch ihn genauere Kenntniß als bisher von sämtlichen Waffenplätzen der Protestanten und den Zuständen der einzelnen Heerhaufen und ihrer Führer. Die in Loudun herrschende Seuche hatte unsere Streitkräfte vermaßen geschwächt, daß Verstärkungen unumgänglich nöthig waren, wenn wir länger das Feld halten wollten. Deshalb war de Piles vor einiger Zeit in die Gascogne geschickt worden, um möglichst viele Truppen zusammenzubringen, und ein starkes Reitercorps unter dem Herzoge von Zweibrücken näherte sich in Eilmärschen der Loire zur Vereinigung mit der protestantischen Armee.

Ihrerseits waren die Katholiken durch bedeutende Truppenkorps aus allen Theilen Frankreichs verstärkt worden, und sie suchten es nun vor Piles oder des Herzogs Ankunft zu einer Hauptschlacht zu bringen. Somit war die Aufgabe der protestantischen Führer eine sehr schwierige. Sie hatten einer überlegenen Armee gegenüber eine Schlacht zu vermeiden, die Charente, deren sämtliche Brücken in *ihren Händen waren*, zu bedecken, und während sie ihre *Operationen* möglichst ausdehnen mußten, um die Vereinig-

gung mit den Deutschen zu erleichtern, zu gleicher Zeit den gascognischen Streitkräften im Süden die Hand zu bieten.

„Ich hoffe,“ sagte Montgomery, „die Prinzen werden der Behauptung der Gharante den Vorzug vor jedem andern Operationsplane geben. De Pile gehört nicht zu Denen, die sich leicht aus der Fassung bringen lassen und Stuart, der sich bei ihm befindet, würde sich im Nothfall durch eine Eisenmauer den Weg bahnen. Haben wir uns einmal mit den Gascognern vereinigt, so können wir auch Truppen gegen die Loire detachiren, ohne daß unsere Operations-Basis an den Flüssen nothleidet. Ja, in Verbindung mit den Deutschen können wir den Feind, mit dem Vortheil einer gerechten Sache, in keinem zu großen Mißverhältniß hinsichtlich der Zahl angreifen.“

„Verlaßt Euch darauf,“ erwiderte ich, „bei dieser Lage der gegenseitigen Angelegenheiten sind die katholischen Truppen, die ich gesehen, vorgeschoben, um von irgend einem festen Platze im Herzen unserer Stellung Besitz zu nehmen. Aber Ihr sollt wo möglich in Kurzem genauere Auskunft haben. Wärs inzwischen nicht besser, Ihr machtet dem Prinzen und dem Admiral schon jetzt die Meldung, namentlich bezüglich der Richtung, die die Katholiken einschlagen?“

Montgomery war ganz damit einverstanden, und in weniger als einer Stunde saß ich wieder im Sattel und schlug mit genügenden Streitkräften für alle Vorkommnissen den Weg gegen die Dörfer ein, wo nach meiner Berechnung der Feind das Nachtquartier genommen haben mußte. Ich gehe in die Einzelheiten meiner Expedition

nicht ein, vielmehr genüge die Bemerkung, daß ich ungefähr um ein Uhr Morgens in einer Scheune einige vierzig Bauern fand, welche der Feind unter dem Vorwand, daß sie Protestanten wären, aus dem Dorfe gejagt hatte. Die armen Tröpfe schätzten sich überglücklich, mit den wenigen Stieben davongekommen zu sehn, mit welchen die feindlichen Lanzenschäfte reines Haus zu machen sich beeilt hatten. Ich erfuhr wenig von ihnen, außer daß der Befehlshaber der Katholischen in einem Hause am Ende des Dorfs sein Quartier genommen. Da ich ihn für einen vortrefflichen Fang hielt, mußte mich einer der Bauernbursche dahin geleiten.

Zu Vermeidung alles Aufsehens ließ ich, ehe wir in den feindlichen Bereich kamen, meine Leute die weißen Mäntel ablegen, oder falls diese ein farbiges Futter hatten, wenigstens umkehren. Aber es gelang mir diesmal nicht so gut, als das vorigemal. Auf beiden Seiten des Hauses standen Wachen, und obgleich wir uns unbemerkt sehr nahe geschlichen, wurden wir doch endlich mit lauter Stimme angerufen. Die Schildwache ließ mich auf die unrichtig gegebene Parole nicht passiren, sondern gab augenblicklich Feuer. Dieß schreckte uns aber nicht ab; nach der erhaltenen Weisung machten die Arquebusiere in geschlossenen Gliedern, die Reserve bildend, Halt, während ich mit den Gensdarmen abstieg und gegen das Haus rückte. Moric Endem schloß die unglückliche Schildwache mit einer Pistole durch den Kopf, im Augenblick waren die Thüre und eines der Fenster erbrochen, und wir drangen in die untern Räume, wo wir zehn

bis zwölf Mann in der Rüstung schlafend auf der Flur fanden.

In der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung war ihr Widerstand zwar nicht bedeutend, aber doch immer hinreichend dem Befehlshaber Zeit zur Flucht zu lassen, die er denn auch im Hemb durch einen Sprung aus dem Fenster ausführte. Wir machten aber erst später diese Entdeckung, und ich blieb über eine Stunde in dem falschen Glauben, ihn gefangen bekommen zu haben.

Ich hatte einen Burschen, der sich meinem Vordringen die Treppe hinauf widersetzte, niedergehauen und beinahe die höchste Stufe erreicht, als ein wohlgebildeter, junger Mann im goldgestickten Pelzrock aus dem Zimmer zur Rechten stürzte. In der einen Hand hielt er ein Licht, in der andern das Schwert, aber meine Pistole an seinem Kopfe, mit der Aufforderung, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, brachte mich bald in den Besitz seiner Waffen. Während ihn einer der Meinigen die Stiege hinab transportirte, drang ich mit Moric und ein paar Andern in die obern Gemächer. Ich fand Papiere und Pergamente mit Schreibmaterialien und andern Gegenständen auf einem Tische und steckte sie zu mir, da ich nicht zweifelte, daß sie uns über die feindlichen Absichten volle Aufklärung geben würden.

Ich überlas gerade die Ueberschrift eines dieser Papiere, als meine Arquebussiere vor dem Hause ein scharfes Feuer eröffneten. Nun war es klar, daß der Feind bereit war uns für unsere Kühnheit zu züchtigen. Wir verließen in Eile das Haus und begannen unsern Rückzug, obgleich der Bar-

James. Heinrich von Gerons. III.

ten schon mit katholischen Truppen zu Fuß halbgefüllt war. Hier sollte uns nun aber meine Kriegslust mit den Mänteln mehr zu Statten kommen, als ich vorausgesehen. Da wir etwas zerstreut aus dem Hause kamen, wußte der Feind nicht, wer zu seiner, wer zu unserer Parthei gehörte, und in dieser seiner Verwirrung war es uns, die wir wohl wußten was wir zu thun hatten, möglich, unsern Weg zu forciren und zu den Pferden zu gelangen, indem wir den Herrn im Pelzgewande und drei andere Gefangene mit fortführten.

Von den Reinen vermißte ich nicht mehr als zwei Mann. Den Einen, von meiner eigenen Abtheilung, hatte ich durch einen Schuß in den Kopf fallen sehen, der Andere war einer der Gensdarmen, die mir Montgomery mitgegeben. Er hielt sich, an dergleichen Expeditionen noch nicht gewöhnt, etwas zu lange auf und ward gefangen.

Wir zogen uns in Eile über die Anhöhe, während uns der Feind, sobald er sich aufs Pferd werfen konnte, eifrig nachsetzte. Allein da ich schon mehreremal dieses Terrain passiert, war ich mit jeder Scholle desselben vertraut, so daß sich unsere Verfolger-fruchtlos abmühten. Endlich erreichten wir die Stelle, von wo ich den Tag zuvor die feindliche Bewegung wahrgenommen hatte. Hier bemerkte ich bei einem hellen Schein, von dessen Ursache ich mir keine Auskunft zu geben wußte, daß sich die Zahl der Verfolgenden auf dreißig bis vierzig Reiter belaufen mochte. Augenblicklich kommandirte ich: „Rechts um kehrt,“ und gab dem Feinde eine Probe unserer Lanzenspitzen. Da sie sich auf Niemand

zurücklehnen konnten, ließen sie sich nach kurzem Widerstand den Hügel hinabtreiben.

Ich verfolgte sie nur die Hälfte der Höhe hinab. Auf der Spitze angelangt, erblickte ich das Dorf, den Schauplatz unseres nächtlichen Angriffs, in lichten Flammen. Die Ursache davon war mir ein Räthsel; meine Leute neigten sich zwar zu der Ansicht, die Katholiken hätten es in ihrem Unwillen, daß uns die Bauern den Weg gezeigt, in Brand gesteckt, allein der Partheilhaß ließ sich hier nicht verkennen, und beschwugen möchte ich eher vermuthen, daß in der allgemeinen Verwirrung irgend ein im Pacht Hause umgefallenes Licht das Gebäude in Brand gesteckt haben mußte.

Wir setzten unsern Marsch aufs Gütigste fort und erreichten gegen fünf in der Frühe unsere Quartiere. Hier hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, einige Worte mit meinem Hauptgefangenen zu wechseln und mich freundlich gegen ihn zu erweisen. Zwei der Meinigen hatten ihn die Treppe hinauf in mein Zimmer geführt, während ich über den nöthigen Anordnungen noch ein paar Minuten unten verweilte.

Beim Eintritt ins Zimmer fand ich ihn am Feuer, vor Kälte zitternd. Ich trat zu ihm mit den Worten: „ich fürchte, Herr, Ihr habt einen kalten Ritt gehabt.“

„Ja wohl,“ erwiderte er, „so kalt und unbehaglich, als ich in meinem Leben noch keinen hatte.“

„Daran hab' ich nie gezweifelt,“ war meine Antwort. „Aber wir müssen es Euch bequemer zu machen suchen.“

„Mit Eurer Erlaubniß, Herr,“ versetzte er, mich nehmend vom Kopfe bis zur Zehe messend, während unter

nem Pelzrode ein nacktes Bein und ein bloß mit einem Pantoffel bedeckter Fuß zum Vorschein kam, „mit Verlaub, könnt Ihr mir in Eurem Lager ein Ding verschaffen, das man im gemeinen Leben einen Stelzfuß nennt? Denn ich bin sicher, das Ding, das mich bisher durch die Welt getragen, ist zu dieser Zeit gänzlich erfroren.“

„Nein,“ sagte ich, „dergleichen können wir Euch wohl nicht verschaffen, aber jedenfalls, denk' ich, können wir in dieses Bein neues Leben bringen, und nehmet Ihr anders meinen Rath an, so legt Ihr Euch alsbald in ein warmes Bett, genießt eine tüchtige Portion warmen Weins, so viel Ihr nur fassen mögt, und haltet Euch eine halbe Stunde oder auch etwas mehr wohl zugebedt. Dabei sagt Ihr mir, wer Ihr seyd, und was der Zweck der Expedition ist, deren Befehlshaber ich in Euch vor mir zu haben denke.“

„Darin, lieber Herr,“ war die Antwort des jungen Edelmanns, „thut Ihr mir wirklich zu viel Ehre an. Da Ihr aber die Artigkeit selbst seyd, so will ich Besitz nehmen von dem Bette, wenn Ihr mir nur sagen wollt, wo es ist. Auch den Wein werde ich zu mir nehmen, wenn man ihn anders mir bringt, und nach Erledigung dieses Geschäfts halte ich mich allerdings für verpflichtet, Euch jede Frage zu beantworten, die Ihr mir vorzulegen für schicklich halten mögt und deren Beantwortung kein Unrecht von meiner Seite voraussetzt.“

Ich rief Andriot und ließ den Gefangenen in La Tour's ehemaliges Zimmer bringen. Auch der warme Wein wurde mit etwas Gewürz und Konfect zur Stelle geschafft, und

nachdem ich den Fremden auf diese Weise in ziemlich comfortablem Zustand versetzt, wiederholte ich meine Frage nach Namen, Stand, Rang &c. Zu meinem Leidwesen erfuhr ich, daß er nicht der Befehlshaber war. Die Expedition, von dem berühmten Grafen de la Rivière Pultailles befehligt, war nach seiner Angabe zur Wegnahme von Jarnac bestimmt. Mein Gefangener selbst, ein junger Edelmann, Namens Gersay, gehörte zur Klasse der lebenslustigen Hofknechte, und nur die Aussicht auf eine bedeutende Ranzion konnte mich über den Fehlgriff in seiner Person trösten. Meine Leute dagegen gaben sich leichter zufrieden, denn Moric und die Andern hatten verschiedene Gegenstände von Werth und eine beträchtliche Geldsumme aufgebracht, so daß der Werth der Theilung nichts weniger als unbedeutend ausfiel. Gersay's Ranzion war in Bälde bestimmt und bezahlt, und noch einmal meine Militärkasse bis zum Ueberlaufen gefüllt.

Inzwischen hatte die Abwesenheit des Prinzen zu Niort, obwohl zum Bezug von Geld und wegen der Unterhandlungen mit der Königin von England unerläßlich, dennoch sehr traurige Folgen für die militärischen Aussichten.

Ob man den Prinzen von allen diesen Entdeckungen benachrichtigen oder die Truppen von der begonnenen Bewegung gegen die Poire zurückrufen und theilweise zur Vertheidigung von Jarnac absenden konnte, hatte sich La Rivière dieses Platzes bemächtigt. Auf diese Weise hatte der Feind einen wichtigen Punkt an der Charente erworben, und La Rivière, nichts als Rache athmend wegen meines Angri-

auf das Dorf, machte zur Revanche verzweifelte Ausfälle nach allen Seiten.

Das gewiß zufällige Abbrennen des Dorfs führte zu den schrecklichsten Folgen. Unter den ersten Gebäuden, die bei dem Brande an die Reihe gekommen, befand sich das Quartier eines gewissen Capitän Lespinette, dem einige Essecten dabei verbrannt waren. Dieser gelobte bei der ersten Expedition, die ihm La Rivière anvertraute, Rache an den Protestanten zu nehmen. Er griff ein Dorf an und plünderte es rein aus, und da einige Weiber und Kinder sich in eines der Häuser flüchteten, während ihre Männer und Väter das Freie gewannen, legte er, wie man uns versicherte, absichtlich Feuer an das Gebäude, und ließ die Bewohner darin elendiglich umkommen.

Aber eine furchtbare Wiedervergeltung ward ihm zu Theil. Sobald sich eine genügende Streitmacht gesammelt, befahl der Admiral dem Marquis von Briquemaut, La Rivière in Jarnac anzugreifen. Die Stadt ward mit Sturm genommen, den Einwohnern aber, unsern Glaubensgenossen, geschah kein Leid. Die sich ergebenden Katholiken erhielten Pardon und Manche entkamen, aber Lespinette und seine Schaar flüchteten sich in das alte Fort, wo sie sich bis aufs Aeußerste halten wollten. In demselben Augenblick, da sie dieß erklärten, gerieth der untere Theil in Brand. In der Unmöglichkeit, sich auf andere Weise zu retten, entschlossen sich der Anführer und zwei seiner Gefährten zu einem Sprunge durch die ziemlich breiten Schießscharten. Aber die davor stehenden Rörbe verhinderten dieß, und bei ihren Ausreden

gungen, sich durchzubringen. Klemmten sie sich mit ihren Rüstkungen so fest ins Mauerwerk ein, daß keine menschliche Kraft sie herausziehen konnte, so daß sie in dieser schrecklichen Stellung im buchstäblichen Sinne gebraten wurden.

Inzwischen wurde die Lage der protestantischen Armee mit jedem Tage kritischer. Die katholische Macht, der unsern beinahe doppelt überlegen, rückte immer näher und schob sich zwischen uns und die von Gascogne hinausziehenden Truppen in der Absicht, uns alsbald zu einem Treffen zu nöthigen. Dagegen waren noch immer die wichtigsten Punkte der Gharante in unsern Händen, der Admiral und Prinz Condé standen wieder an der Spitze der Truppen, und wäre ihre taktische Geschicklichkeit von dem Eifer und Gehorsam der Offiziere gehörig unterstützt worden, hätten wir uns bis zur Ankunft genügender Verstärkungen halten und alsdann dem Feinde die Spitze bieten können.

Swar rückte der Herzog von Anjou täglich näher, doch verzögerten die beständigen Scharmügel, in welche ihn d'Anbelot und Prinz Condé zu verwickeln wußten, seinen Abmarsch, der sonst weit schneller von Statten gegangen seyn möchte. Es verging nicht ein Tag, daß nicht einige Hunderte, bisweilen Tausende unserer Truppen ganz unerwartet eine verwundbare Seite der feindlichen Stellung angriffen. Mehrmals kamen wir bis in die Quartiere des Herzogs von Montpensier, und einmal befanden wir uns unter Butivaults Anführung in der Wohnung des Herzogs von Anjou selbst. Bei dieser Gelegenheit stießen wir bei Anville, wo sich des Herzogs Hauptquartier befand, auf ein Korps von Rebél

bis achtzig Herren vom Hofe. Da wir uns hartnäckig bis zur Ankunft von Verstärkungen in unserer Stellung behaupteten, rückten von beiden Seiten bedeutende Truppenmassen herbei, so daß der Rückzug für uns absolut nothwendig ward, sollte anders nicht das Scharmüßel mit einem allgemeinen Treffen endigen, wozu beide Theile gleich wenig gerüstet waren.

Aber nichts konnte die Fortschritte des Feindes aufhalten, und zu Anfang des März bemächtigte sich der Herzog der Stadt Chateauf an der Charente. Die Brücke blieb indeß in unserem Besitze, und wir schoben mehrere kleine Abtheilungen in verschiedenen Richtungen am jenseitigen Ufer vor, um gegen einen Ueberfall gesichert zu seyn. Ich agirte nicht länger als bloßer Partheigänger, sondern hielt mich mit militärischer Pünktlichkeit an die Befehle meiner Vorgesetzten. Bei dieser Gelegenheit ward ich etwas über Cognac hinaus postirt mit dem Befehle, die feindlichen Bewegungen möglichst auszuspähen und sie schnell an den Admiral oder den Prinzen zu berichten. Wirklich sah ich noch am demselben Tage gegen drei Uhr ein bedeutendes Truppenkorps gegen mich heranziehen. Der große Lärm, den die Leute machten, das Schmettern der Trompeten, der Trommelschlag ließ mich sogleich eine Finte vermuthen, ich ritt nach einer benachbarten Anhöhe und sah nun deutlich, daß die feindliche Abtheilung nicht stark genug war, den Uebergang über den Fluß auf diesem Punkte zu versuchen. Augenblicklich meldete ich es dem Admiral, damit er sich durch seine Kriegslust täuschen ließe. Colligny ließ mir seinen Dank vermelden mit der Versicherung, daß er nicht ge-

täuscht sey, und ich möge nach möglichst langer Behauptung meiner Stellung mich nach dem Dorfe Trlac ziehen, um daselbst meine Vereinigung mit dem Grafen Montgomery zu Stande zu bringen. Das Gefecht bei Cognac dauerte kaum eine halbe Stunde; aber Mitternacht war vorüber, als ich mit meiner vom langen Marsch ermüdeten Schaar in die angewiesenen Quartiere gelangte.

Das Haus schien wohnlich, die Ställe gut, auf einem Kornboden über letzteren konnte der größere Theil meiner Leute untergebracht werden, die Uebrigen hatten Raum genug im Hause. Aber da war auch kein einziger Bund Stroh zu finden, keine Foutage irgend einer Art. Während meine Leute überall im Dorfe nachspähten, sah ich im obern Stockwerke meines Quartiers einen Kopf am Fenster und im nämlichen Augenblick rief mich Jemand bei meinem Namen mit den Worten:

„Ah, guten Morgen Herr von Gerons, es ist schon lange her, daß wir uns nicht mehr gesehen.“

Die Stimme war mir nicht unbekannt, und doch konnte ich mich nicht entsinnen, wo ich sie früher gehört hatte. Ich erwiderte bloß: „nur eine Minute Geduld, bis ich der Fütterung der Pferde angewohnt.“

„Sapperment!“ sagte Moric, der neben mir stand, „Ihr dürft Euch Glück wünschen, gnädiger Herr, wenn Ihr genug Stroh bekommt für Ein Pferd. Nun kommen die Nächte, den? ich, die Reiterpferde zu Rippenmagern machen, weil sie sonst nichts zu beißen haben.“

„Moric,“ sagte ich, „vorgestern auf unserem Markt

sah ich eine Viertelstunde von hier zur Rechten ein großes Pachtgut. Chemille sagte mir, der Pächter habe die Erklärung verweigert, ob er Protestant oder Katholik sey. Allein sey er was er wolle, ich muß Fourage haben. Da uns aber der Admiral das Plündern verbietet, so nimm zehn mit Dir, begib Dich zu ihm ins Haus, mit dem Schwert in der einen, dieser Börse in der andern Hand, und sag' ihm, Du kommest von Seite des Herrn von Gerons, der Fourage nöthig habe für seine Pferde. Laß ihm die Wahl zwischen Gold und Stahl, jedenfalls aber bring die Fourage."

"So recht, so recht!" rief die Stimme aus dem obern Fenster, während ich mir nicht träumen ließ, daß ich belauscht sey. "So recht, Hand in Hand Gerechtigkeit und Billigkeit, Herr von Gerons." Nachdem ich Moric seine Ordre gegeben, die er denn auch mit ausgezeichnetem Erfolg zu vollziehen wußte, trat ich ins Haus und stieg die Treppe hinauf, die so gewaltig unter mir knarrte, daß das Gewicht zweier Männer auf einmal sie sicher zu Fall gebracht hätte.

Im Zimmer zur Rechten brannte Licht und ein lustiges Feuer. Hier trat ich ein und mein erster Blick fiel auf eine hohe, gewaltige Gestalt, die am Fenster saß. Neben ihr war ein Page geschäftig, die verschiedenen Stücke der Rüstung zusammenzufassen. Die Gestalt kehrte sich gegen den Eintretenden, dem Page, der über diese Bewegung das Bein des Geleiters mit der Knieschiene etwas unsanft berührte, ward ein unsanfter Segen zu Theil, mir aber ein herzliches: *Willkommen, willkommen, Gerons, so find' ich Euch wie ich gehofft, verwandelt aus David, dem kleinen Schö-*

ferknaben, in einen stattlichen Kriegermann. Und wer weiß, was noch kommen mag?“

Es waren die Züge meines ersten Kriegskameraden und Rathgebers Stuart, und mit gleich großer Freude und Dankbarkeit hieß ich ihn mit herzlichem Händedruck bei der Armee willkommen.

„Schon lange hofft' ich Euch zu sehen,“ sagte ich, „aber diese Nacht und in meinem eigenen Quartier hätte ich es nicht erwartet.“

„Nun, es mußte sich schicken,“ erwiderte er, „daß es auch mein Quartier ist, denn Haus und Hof und Stall sollten zwischen uns getheilt seyn. Freilich weiß der Himmel, wie wir damit zurecht gekommen wären, hätte ich meine Mannschaft mitgebracht. Aber ich ließ den größern Theil etwas zurück, denn Ros und Mann waren durch scharfes Reiten und Entbehrungen aller Art gänzlich erschöpft. Zwar wollte mich der Prinz in Jarnac beim Nachteffen und morgen beim Mittagmahl behalten, aber ich ritt mit einigen Bedienten herüber, zu sehen wie es bei der Avantgarde stände, denn ich bin vollkommen überzeugt, wir sind keine vier und zwanzig Stunden mehr ohne eine Schlacht. Auch wünscht' ich Euch zu sehen, und ein gutes Abendbrod wartet auf Euch, obwohl ich, ein Bündel Haber und eine Handvoll Stroh für sechs Pferde abgerechnet, nichts von Fourage auftreiben konnte.“

Ich folgte seinem Beispiel in möglichst schneller Abiegung der Rüstung, denn seit mehr als zwanzig Stunden hatte ich den Helm nicht vom Haupte gebracht. Auch war

mir mit Ausnahme eines Trunks kalten Wassers in dieser ganzen Zeit nichts über die Lippen gekommen, so daß ein tüchtiges Stück gerösteten Schweinefleisches und eine Platte geschmorter Schweinsfüße und Ohren mit Bachkrebseu, sich als der willkommenste Anblick auswiesen, der meinen Augen seit längerer Zeit zu Theil geworden war. Besonders wegen meiner armen Leute vernahm ich mit großem Vergnügen, daß Rundvorräthe im Ueberfluß vorhanden wären, und ehe ich selbst einen Bissen zu mir nahm, versah ich sie mit gehöriger Baarschaft, sich alles Nöthige anzuschaffen. Es war dieß von meiner Seite ein reiner Act der Freigebigkeit, denn unsere letzten Expeditionen hatten sich so ergiebig ausgewiesen, daß die Beutel der Meinigen besser gefüllt waren, als die irgend einer andern Truppe in der Armee.

Beim Essen erzählten wir uns, Stuart und ich, unsere gegenseitigen Begegnisse seit unserem Abschiede zu Bordeaux. Trotz der kurzen Dauer unseres ersten Verkehrs schienen sich doch bei diesem unvermutheten Zusammentreffen zwei alte, seit Jahren intime Freunde wieder zu finden. Er erzählte mir alle Umstände, die seine Vereinigung mit der Armee verzögert, den Schwierigkeiten, seine schottischen Landsleute übers Meer zu bringen, oder andere passende Leute für seine Truppe zu bekommen; wie er sich endlich zur Vereinigung mit de Pile genöthigt gesehen, und wie sie sich Beide bemüht hätten, den protestantischen Adel von Ober- und Nieder-Gascogne zu Ubergreifung der Waffen zu vermögen, zu *einigem Wagniß* für die gemeinschaftliche Sache zu kommen. Auch die Hindernisse, welche die Katholischen

seiner Vereinigung mit der protestantischen Armee in den Weg gelegt, blieben nicht unerwähnt, so daß er zuletzt sich genöthigt gesehen, die Pile mit dem größern Theil der Truppen zurückzulassen, und mit nicht mehr als sechzig Helmen sich zu Prinz Conté durchzuschlagen. Denn, war der Schluß seiner Rede, eine Ahnung die ihn in dergleichen Fällen noch nie getäuscht, lasse ihn voraussehen, daß wir am Vorabende einer Hauptlacht ständen.

An mich richtete er tausend Fragen über meine Lage, meine Aussichten, obgleich es in die Augen sprang, daß er von Zeit zu Zeit von mir gehört und sich auf seinen kriegserischen Neophyten nicht wenig einbildete. Ich erzählte ihm meine kriegserische Laufbahn, wie ich sie bisher dem Leser vorgeführt, und mein Benehmen fand seine volle Billigung.

Im Verlauf dieser Gegenstände kamen wir natürlich auf den guten Martin Bern, seine Reise nach Bordeaux, die Auslösung des Dolchs, zu sprechen. Bei Erwähnung des letztern rief Stuart: „In dieser Beziehung möchte sich allerdings meine Handlungsweise nicht ganz rechtfertigen lassen, und ich veranlaßte auch den guten Salomon Ahar zu einem strenger Rechtllichkeit keineswegs entsprechenden Verfahren. Aber da ich sah, wie sehr Euch der Verlust des Dolchs zu Herzen ging, benützte ich den Zufluß einer unerwarteten Summe, wodurch einige Kronen zu meiner freien Disposition kamen, zur Auslösung. Ich behand auf dieser in der Meinung, in ein Paar Tagen bei Euch zu sein. Freilich mußte ich seither weit genug umherirren, aber

Dolch ist in Sicherheit bei meinem Gepäcke zu Jarnac. Eines aber muß ich Euch noch sagen, was sich bei der Einlösung ergab, und weshalb ich sehr froh war, die Waffe aus des Juden Händen befreit zu haben. Daß Lepsterer von Bordeaux nach Paris gezogen, mögt Ihr wohl schon gehört haben?"

"Nein," sagte ich, "davon vernahm ich bis jetzt kein Wort, wohl aber kann ich mir vorstellen, daß Bordeaux kein Aufenthalt nach seinem Geschmack war. Aber sagt, warum wart Ihr denn so froh über die Aueisung?"

"Den Grund davon mögt Ihr wohl selbst schon wissen," erwiderte er, "ich aber erfuhr ihn erst durch den Juden. Als ich diesen nach langem Weigern endlich zur Herausgabe vermochte, sagte der ehrliche Salomon: „Und wißt Ihr auch, gnädiger Herr, daß er hohl ist?“ Dann zeigte er mir durch Abwägen mit einem kleinern, daß das Heft hohl ist, und an der Stelle eines ausgefallenen Edelsteins sahen wir deutlich eine Oeffnung, in der ein Pergament saß. Es mag für Euch von Bedeutung seyn oder nicht, was weiß ich? War es Euch bekannt?"

Ich erwiderte verneinend, und nach einigen weitem Bemerkungen ward auf den andern Morgen, falls uns die militärischen Operationen keinen Strich durch die Rechnung machen würden, ein gemeinschaftlicher Ritt nach Jarnac verabrebet, wo ich meinen Dolch einlösen und mich von dem Inhalte des Hefts vergewissern sollte.

Nachher trennten wir uns. Stuart warf sich auf sein Lager, ich suchte das meine, und da ich in den letzten fünf.

sechs Tagen kaum einige Ruhe genossen, so fiel ich in einen schweren, tiefen Schlaf, so regungs- und traumlos, daß man ihn mehr Tod als Leben nennen konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Bald nach Tagesanbruch schüttelte mich Jemand am Arm aus dem Schlafe; ich schlug die Augen auf, und Stuart in voller Rüstung stand vor mir.

„Auf, de Gerons, auf!“ sagte er, „sonst nennt man Euch eine Schlafmütze. So eben habe ich Botschaft erhalten vom Admiral, welcher bei Bassac steht, und meine Leute sind mit dem Gepäcke gekommen. Derselbe Bote hat auch an Euch Aufträge; Ihr sollt persönlich genauern Bericht erstatten über die gestrigen Vorfälle bei Cognac. Man scheint Nachrichten von jener Seite bekommen zu haben, die Besorgnissen Raum geben.“

Ich schüttelte den Kopf. „Von jener Seite machen sie wohl keinen Versuch,“ war meine Antwort. „Inzwischen will ich im Augenblick auf und bereit seyn.“

„Und ich mache einstweilen die Pferde mobil,“ erwiderte Stuart. Aber noch ehe diese bereit waren, trat ich fix und fertig auf den Hofplatz.

Ich ließ einige unbedeutende Befehle für Moric En- dem zurück, der nirgend zum Vorschein kam, und entfernte mich mit meinem Gefährten, von seiner Schaar und die bis fünf der Meinigen gefolgt. Das Tageslicht war

ziemlich grau an dem düsteren Märzorgen, aber Alles war ruhig und still und nichts deutete im Geringsten das Daseyn kriegsführender Scenen in der unmittelbarsten Nachbarschaft, das Herannahen eines schnellen, blutigen Kampfes an. Wir besprachen uns über die Stellung und Lage der Armeen, und Stuart war nach den Nachrichten vom vorigen Abend vollkommen überzeugt, daß jeder Versuch des Feinds bei Chateaufort über die Charente zu gehen, im Augenblick vereitelt seyn würde.

„Dort stehen Soubise,“ sagte er, „und Montgomery und La Foye mit hinlänglicher Mannschaft, den Uebergang wenigstens so lange zu verwehren, bis die übrige Armee zu Hülfe kommen könnte. Auch wagt der Feind keinen Versuch im Angesicht der Nacht, die der Admiral ins Gefecht bringen kann.“

Raum waren ihm diese Worte über die Lippen gekommen, als uns ein Reiter in vollem Galopp einholte. Es war einer meiner Leute, welcher uns schon aus der Ferne zuwinkte Halt zu machen, und näher gekommen, uns zurief: „Um Gotteswillen, gnädiger Herr, schnell zurück! Der Feind hat auf der Brücke und mittelst einer Schiffbrücke über den Fluß gesetzt. Ich habe mit eigenen Augen zehn bis zwölf Fähnlein Reiter mit der großen, blauen Standarte gesehen. Die ganze Avantgarde ist bereits über, das weiß ich gewiß, und eine Schiffbrücke wird just unterhalb der andern geschlagen.“

„Gewiß wieder eine Nachlässigkeit von Seite La Foyes,“ sagte ich, mich zu Stuart wendend; „ich habe immer

bemerkt, daß er der Unachtsamste von allen Befehlshabern ist. Ich will im Augenblick zurück, ich fürchte, es kommt zum Kampf, und wir sind doch gar nicht dazu gerüftet. Um Gotteswillen Stuart, eilt, und meldet es dem Admiral.“

Das war Alles was gesprochen wurde, und Stuart, mit der Hand winkend, sagte von dannen, während ich eben so schnell dem Dorfe zusprengte. Ehe ich Trilac erreichte begegnete mir ein halb Duzend Boten, die, ins Hauptquartier des Admirals und des Prinzen eilend, ohne ein Wort zu sprechen an mir vorüberritten. Vor meinem Quartier fand ich Moric Endem mit meiner eigenen Schaar und den berittenen Arquebusieren in Marschordnung aufgestellt. Ohne Verzug eilten wir aus dem Dorfe, und im nächsten Augenblick lag die ganze Scene der beginnenden Schlacht vor unsern Augen aufgerollt.

Die anmuthigen Wiesen, in sanften Abhängen das Ufer erreichend, waren bedeckt mit königlichen Truppen im vollen Schimmer kriegerischen Glanzes. Fahnen und Standarten, wehende Federn, buntsarbige Mäntel nahmen die ganze Seite des Flusses ein, während die Nachhut der katholischen Armee mit Cymbeln, Trompeten und Trommeln, deren Geräusch, vom Winde getragen, bis zu unserem Hügel drang, über die Brücke von Chateaufneuf und eine in der Nacht geschlagene Schiffbrücke setzte.

Dem Hauptkorps der Katholischen zogen auf eine halbe Meile einige Schwabronen Reiterei voraus, die mit eingelegten Lanzen zwei oder drei kleine hugenottische Ab-

theilungen angriffen. Trotz ihres tapfern Widerstandes waren unsere Glaubensgenossen augenscheinlich im Nachtheil. Wir sahen wie die Lanzen splitterten, die Pferde stürzten, wie die protestantische Kavallerie zurückgetrieben ward gegen einen breiten, mit Dämmen umgebenen Sumpf und einen kleinen Bach, der sich wie ein glänzender, silberner Faden durch die Wiesen am Fuß des Hügels hinzog. Andere kleine protestantische Reiterabtheilungen kamen in voller Eile ihren Gefährten zu Hülfe, aber in demselben Augenblick sollte ihnen ein noch wirksamere Beistand zu Theil werden. Als wir nämlich hinter den Mauern eines kleinen Weilers hervorkamen, ward ich vier bis fünf Kompanien Infanterie gewahr, die ich sogleich für das tapfere, entschlossene Arquebusierkorps Pluviaux erkannte. Sie eilten rasch dem Damme des Wasserbeckens zu, und eröffneten ein scharfes Feuer auf die nächsten Schwadronen der katholischen Reiterei. All dieß nahm ich im Hinabreiten gewahr, nun aber zog das Schmettern einer Trompete zur Rechten meine Aufmerksamkeit dahin, und ich sah ein kleines Häuflein unserer Reiter etwa höchstens aus hundertfünfzig bis zweihundert Mann bestehend, in der selben Richtung wie wir den Hügel hinabsprengen. Ich erkannte an ihrer Spitze einen Mann, dessen Kriegskunst und Talente sich bereits geltend gemacht hatten, den nun gefeierten La Noue, ihm zur Seite Acler und La Foue, deren Kraft und Entschlossenheit im entscheidenden Momente des Handgemenges den Soldaten zu den ungewöhnlichsten Anstrengungen zu befeuern pflegte. Ich eilte mich mit ihnen zu vereinigen, und war höchlich

willkommen, obwohl wir keine Zeit zum Sprechen, so
einmal zu augenblicklichem Anziehen des Zügels hatten.

Wir eilten in Einem Athem den Hügel hinauf, bis wir
etliche Hecken hinter uns hatten, die sich am Rande des Hü-
gels hinzogen. In eine lange Linie ausgebeugt griffen
wir die feindliche Kavallerie an, als sie gerade den Damm
zur Rechten des Sumpfs passiren wollte. Im nämlichen
Augenblicke erneuerte Pluviant sein Feuer auf den Feind,
und wir trieben diesen in großer Verwirrung ein Paar hun-
dert Ellen zurück.

Da wir inzwischen nichts weiter ausrichten konnten,
als den Feind so lange am Ufer beschäftigen, bis der Ad-
miral und Prinz Condé eine gute Stellung auf den Höhen
genommen, kommandirte La Noue eine Schwenkung, die
uns in gleiche Linie mit dem Fußvolk bringen sollte. Allein
beim Umkehren sahen wir, daß Pluviant, auf seiner Linken
angegriffen, zum Rückzug genöthigt war, indem Martique
mit seiner höllischen Reiterei nach Umgehung der andern
Seite des Sumpfs uns bereits auf der Flanke bedrohte.

Wir hatten keine Zeit unsere Disposition zu treffen,
denn die Katholischen waren uns mit bewundernswürdiger
Schnelligkeit und Energie in den Haaren. Beim Umwen-
den des Pferds erblickte ich Martique, der keine zehn
Schritte von mir entfernt war. Mit dem Rufe: „Ha die
Fahne! die Fahne! Hieher Herr von Gerons!“ warf er
sich mir entgegen. Ich empfing ihn nach Kräften, aber
unsere kleine Schaar ward durch den heftigen Angriff in

ich die Richtung durchbrochen. La Noue suchte sich mit dem Steke auf Pluviaux's Fußvolk zurückzuziehen, die Mannschaft folgte zu drei und dreien, wie sie sich von dem Handgemenge loszumachen vermochte. Nachdem wir einige scharfe Hiebe gewechselt, sah ich, daß ich mich Martiques entledigen oder mich gefangen nehmen lassen mußte, daher zog ich die Pistole aus dem Halfter, schuß sie seinem Pferde in den Hals, und das Thier brach unter ihm zusammen.

„Wahrlich nicht ehrlich!“ rief er im Fallen.

„Hatt' ich doch keine andere Wahl,“ war meine Antwort indem ich wegsagte. „Ihr seht ja, ich war im Stich gelassen.“

Ich eilte den Uebrigen nach und stieß zu dem kleinen Häuflein, das sich so eben wieder gesammelt und den Pluviaux unterstützte, welcher mit bewundernswürdiger Kunst und Geistesgegenwart den Feind so lange als möglich in Schwach hielt. Da war jede kleine Hecke, jedes Bruchstück von Mauer von seinen Arquebusieren besetzt, jede Erhöhung jede Niederung des Bodens wurde aufs Trefflichste benützt, jeder Fußbreit Landes auf dem langsamen Rückzuge nach dem Dorfe, wo ich mein Nachtlager gehalten, aufs Besten vertheidigt. Gewiß sage ich nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß man es Pluviaux vorzüglich zu danken hat, wenn die Schlacht nicht noch ungünstiger für die Protestanten ausfiel, als es wirklich der Fall war.

Mittlerweile rief mir La Noue zu: „Eilt so schnell als möglich ins Dorf, de Gerons, und behauptet es bis auf's Aeußerste. Schon wirft sich Martique von der Höhe

auf dasselbe, er schneidet uns ab wenn wir ihm nicht augenblicklich zuvorkommen.“

Der kürzere Weg brachte mich vor dem katholischen Anführer dahin; ich erwartete ihn am Eingang der Hauptstraße und warf ihn durch einen lebhaften Angriff eine Strecke weit zurück. Freilich konnte ich mich nicht lange in der Offensive halten, doch waren La Noue und die Uebrigen nun im Stande, sich in guter Ordnung zurückzuziehen.

Ein Paar Minuten später flog Acler zu meinem Beistande herbei. Er rief mir scherzend zu: „Wohlan, Liebling Fortuna's, laßt uns probiren, wie lange wir Beide den Feind aufhalten mögen!“

„Nicht lange, fürcht' ich. Acler,“ war meine Antwort. „Eure Zahl, wie die meine, ist seit heute Morgen ziemlich dünn geworden, und sich', da kommen noch sechs Bähnlein den Hügel herauf, Martique zu verstärken. Ha Moric!“ fuhr ich fort, als ich mich nach meinen Leuten umsah, „ich hielt Euch für verloren, armer Bursche. Kommen noch Mehrere?“

„Zwei sind in einer Minute hier, gnädiger Herr,“ versetzte dieser. „Ich schickte sie an's andere Ende des Dorfs, nach der Bagage und den Knechten und Pferdejungen zu sehen. — Aha, Meister Martique,“ rief er, als er sah daß der Feind, der sich etwas rechts gezogen, einen Augenblick Halt machte, „das Koch hab' ich Euch verschafft. Die Straße geht zwar zwischen den beiden Häusern durch aber ich hab' einen Wagen quer vorgeschoben.“

Morics Vorsicht konnte uns jedoch nicht lange schützen. Martique griff uns wieder von vorn an, und obgleich wir nun ihm bei der Enge der Straße die Spitze bieten konnten, so sahen wir doch, daß ein Theil der Seinigen sich mit Hinwegräumung des umgestürzten Wagens beschäftigte. Inzwischen setzten wir den Widerstand möglichst lange fort, und traten den Rückzug erst dann an, als der Feind gegen unsere Flanke vorbrach.

Allein Pluviant war bereits in Sicherheit. Als wir zur andern Seite des Dorfs herauskamen, die Vordersten der Feinde unter unsere Nachhut gemischt, bot sich uns ein sehr willkommener Anblick dar. Es war Andelot, der uns an der Spitze eines bedeutenden Reiterkorps zu Hülfe kam. Hinter ihm ragte eine lange Lanzenlinie über den Hügel empor, zum Beweis, daß der Admiral und der Prinz in wenig Minuten auf dem Kampfplatz erscheinen würden.

Zugleich mit uns ward auch der Feind dieß gewahr. Martique verfolgte uns nicht weiter, vielmehr eilte er, sich im Dorfe zu verschanzen, um es wo möglich bis zur Ankunft der königlichen Truppen zu halten. Auch d'Andelot machte einen Augenblick Halt, um nicht Freund und Feind zugleich anzugreifen. Als wir ihn erreichten, bewillkommte er uns mit dem Tone des Muths, der Zuversicht, indem er uns entgegenrief: „Ha tapferer Acier! Ha de Gerons! brav gethan, meine Herren, wirklich brav gethan! Sammelt Eure Leute, und nochmals auf sie los! Und Jeder thue, wie er mich thun sieht!“ Kaum hatten wir wieder eine Linie gebildet, als er gegen das Dorf ansprengte.

Martique, seiner Zahl und seinem Muth vertrauend, hatte inzwischen einen Theil seiner Reiterei über die Häuser vorgehoben, und diese griffen wir mit einer Entschlossenheit an, die sich nur mit ihrem Widerstande vergleichen ließ. Ich befand mich etwa zwanzig Schritte von Andelot, welcher keine Lanze hatte. Ich sah wie er auf einen statilischen Kavalier ansprengte, der, vom Haupt bis zu den Füßen vollständig gerüstet, es mit ihm aufzunehmen wagte. Andelot schlug seinem Gegner den Speer weg und versetzte ihm mit dem Handschuh seiner Linken, die zugleich den Zügel hielt, einen Schlag unter das Kiefer, daß dasselbe zusammenbrach. In demselben Augenblick drückte er ihm mit der Rechten die Pistole unter den Helm und feuerte. Der Mann fiel todt vom Pferde, und d'Andelot drang durch die feindliche Linie durch. *

In dieser Beziehung konnten wir freilich d'Andelots Beispiel nicht nachahmen, doch thaten auch wir unser Bestes. Martiques Truppen wurden ins Dorf zurückgezogen, dessen Straßen sich in eine furchtbare Schlachtbank verwandelten. In wenig Minuten kam uns der Admiral selbst mit einem bedeutenden Reiterkorps zu Hülfe, und die Katholiken wurden zum andern Ende des Dorfs hinaus und eine halbe Meile weit über den Hügel zurückgedrängt.

* Diese merkwürdige That des berühmten d'Andelot wird von allen Augenzeugen, nicht nur von Herrn von Gerons erwähnt. Der Getödtete soll der Marquis von Monsalez gewesen sein, *was* *ist* aber wahrscheinlich ein Mißverständnis. Ich bitte nicht zu vergessen, daß alle von Herrn v. Gerons erwähnten Thatumstände von gleichzeitigen Autoritäten bestätigt werden.

jedoch ihre Maßregeln sehr gut getroffen.
 zung sahen wir uns plötzlich einem furcht-
 gen ausgesetzt, und Martique, durch die
 Trafen von Bissac, bestehend aus einem Frei-
 corps und sechzehnhundert Arquebustieren theils
 zu Fuß, unterstützt, ging wieder zur Offens-
 ive wurden zurückgetrieben und zwar in be-
 zwirgung. in Folge des unaufhörlichen, wohl-
 mers, das die sogenannten „alten Banden von
 f uns unterhielten.

z frühere Position, so kurz wir sie inne gehabt,
 doch die ganze feindliche Armee auf dem dieffei-
 ge, eigt. Der Herzog von Montpensier zog sich
 stens zehntausend Mann den Hügel herauf, wäh-
 reeresabtheilung des Herzogs von Anjou in schüs-
 ung sich dem oben erwähnten Sumpfe näherte.

hdem wir uns drei bis vierhundert Ellen zurück-
 kamen die Truppen in etwas bessere Ordnung, und
 moralische Vertrauen wieder herzustellen, schwenkte
 ral mit einer kleinen Schaar auf die Seite, als
 Martique angreifen. Das that er freilich nicht,
 sah er sich einen Augenblick nach allen Seiten um,
 : er Jemand, auf den er sich verlassen könnte, dessen
 zeit aber kein großer Verlust wäre, und endlich
 mir herbei und sagte leise: „Herr von Gerons
 , Ihr fürchtet Euch vor nichts?“

*hoff' ich, gnädiger Herr,“ war meine Antwo-
 Treffen wird allgemein, denk' ich,“ sagte*

„und eine Hauptschlacht ist nicht zu vermeiden. Ich sollte Jemand haben, der ohne allen Zeitverlust nach Jarnac ritte zu Prinz Condé, um ihn zu bitten, mit dem Gros der Armee der Avantgarde zu Hülfe zu kommen; bis zu seiner Ankunft wollen wir unsere Stellung behaupten. Der gerade Weg führt längs der ganzen Linie jener Arquebusiere hin; wer die Aufgabe lösen will, setzt sich ihrem Feuer aus. Wollt Ihr gehen? Wenn Ihr's thut, nehmt drei Mann mit Euch.“

Ich verbeugte mich bejahend, wechselte einige Worte mit Moric, dem ich das Kommando meiner geschmolzenen Schaar übergab, und begleitet von Andriot und zweien meiner Leute sprengte ich im schnellsten Carrière gegen Jarnac. Entweder sahen mich die Arquebusiere anfangs nicht, oder hielten sie mich an ihrer Fronte hinjagend für einen der Ihrigen, jedenfalls ließen sie mich die halbe Linie passieren, ohne mir einen Schuß nachzusenden. Endlich schienen sie aus ihrem Irthum zu erwachen, und in einer Entfernung von nicht ganz hundert Ellen sah ich mich dem fürchterlichsten Kleingewehrfeuer ausgesetzt, dessen ich mich in meinem Leben erinnere. Der arme Andriot stürzte im Augenblick zu Boden, aber da war keine Möglichkeit anzuhalten, und ich setzte in vollem Galopp meinen Weg fort.

Raum dreißig bis vierzig Ellen weiterhin traf eine Kugel meinen Rüß, aber sie sprang ab, ohne durchzudringen, und eine zweite fuhr durch den Ramm des Helms. Zwei oder drei andere gingen mir durch den Mantel, und eine streifte den untern Theil der Hand am Sägel, daß

Handschuh über und über mit Blut sich färbte. Dann schlug sie auf den Sattelsknopf auf und prallte ab. Nun war ich nur noch zwanzig Ellen vom Ende der Linie entfernt, aber ehe ich dieses erreichte, ward mir der zweite Mann vom Pferde geschossen, und hätten die Arquebusiere vernünftigerweise nach den Pferden statt nach den Reitern gezielt, möchte wohl Keiner von uns dem Prinzen die Botschaft des Admirals überbracht haben. Der letzte Schuß, den ich erhielt, drang mir in die linke Schulter, aber er hatte nichts zu bedeuten, hinderte mich nicht einmal am Gebrauche des Arms.

Ich setzte nun meinen Lauf in Sicherheit aber mit derselben Eile fort und schlug das Visier zurück, um Luft zu schöpfen und deutlicher zu sehen, ob wir verfolgt wurden. Letzteres war nicht der Fall; ich erklüfte auf der Spitze des Hügels die Schwadronen des Admirals, konnte sogar die Gruppe erkennen, aus deren Mitte er meinen Lauf vielleicht nicht ohne Aengstlichkeit verfolgte. So mocht' ich eine Stunde zurückgelegt haben, als mir das Schmettern einiger Trompeten hinter einem kleinen Gehölz hervor zu Ohren drang, und denselben raschen Trott beibehaltend stieß ich den Augenblick nachher auf einige dreißig bis vierzig Reiter; sie trugen weiße Mäntel, und hatten die Fahne des Prinzen von Soubise entfaltet.

„Wo ist Prinz Condé?“ fragte ich. „Wo ist der Prinz? Ich bringe Botschaft vom Admiral.“

„Er kommt dort den Hohlweg herauf,“ erwiderte Einer der Herren. „Da wir feuern hörten, dachten wir es

sch irgendwo zum Gefecht gekommen, und nun sind wir auf dem Marsche nach Triac begriffen.“

„Die ganze Vorhut ist engagirt,“ versetzte ich, und ohne mehr Worte eilte ich dem Prinzen entgegen. Ich fand ihn an der Spitze von drei bis vierhundert Reitern, beinahe Alle von hohem Adel und ausgezeichnet durch Waffenruhm. Der Prinz schien sehr heiter; als er mich erblickte, rief er: „Ah, de Gerons! Nun was bringt Ihr Neues? So hat denn der Feind über den Fluß gesetzt, wie wir hören. Aber guter Gott Euer Mantel ist wenigstens an zwanzig Stellen durchlöchert, und Ihr blutet an Hand und Schulter.“

„Hat nichts zu sagen, gnädiger Herr,“ erwiderte ich. „Der Feind hat den Fluß passirt, die Vorhut ist seit zwei Stunden im Gefechte und der Admiral schickt mich Eurer Hoheit zu melden, daß ein allgemeines Treffen unvermeidlich ist, und er Euch bitten läßt, der Avantgarde zu Hülfe zu kommen.“

„Im Augenblick,“ war des Prinzen Antwort. Dabei flammte sein Auge von einem Feuer, das ich noch bei keinem andern Menschen gesehen. „Martinet, jagt zurück und laßt das Hauptkorps seinen Marsch beschleunigen. Choups, Ihr eilt mit Lanquilliers zu Soubise und Ihr Drei mit Eurer Mannschaft galoppirt, so schnell Ihr könnt, gegen Triac, um vor unserer Ankunft etwas aufzuräumen. De Gerons, Ihr bleibt bei mir: da Ihr Alles mit angesehen, gebt Ihr einen guten Führer ab. Nun auf ihr Leute!“ Der ganze Heerhaufe schlug, den Prinzen an der Spitze, einen lebhaften Schritt an, bis wir uns auf die Hälfte Wegs v

Hügel genähert, den zur Zeit meines Abgangs vom Schlachtfelde die königliche Armee eingenommen gehabt hatte.

Freilich hatte sich inzwischen der Zustand der Dinge gänzlich geändert. Der Admiral hatte sich jenseits Triac zurückgezogen; Brissac lag im Dorfe, Martique hatte zur Rechten desselben Posto gefaßt. der Herzog von Montpensier stand auf der Höhe, und das Hauptkorps unter dem Herzoge von Anjou nahm das übrige Terrain gegen Chateaufort ein.

Der tapfere Pluviant dehnte sich möglichst aus, um Martiques Truppen in der Flanke zu bedrohen, und dieß setzte uns in den Stand unsere Linie mit der des Admirals zu verbinden. Da wäre des Prinzen ganze Division auf dem Schlachtfelde gewesen, hätte sich der Tag vielleicht zu unsern Gunsten entschieden. Da dem aber nicht so war, indem der Prinz durch irgend einen Zufall erst spät von dem Zustand der Dinge Kunde erhalten, schien uns, die wir in der Niederung standen, die Lage des Admirals noch gefährlicher, als sie wirklich war.

Conté hielt einen Augenblick an, als besänne er sich über die mit dem Admiral gemeinsam zu treffenden Maßregeln, und wäre nicht in demselben Augenblick ein kleines Korps deutscher Protestanten auf dem Schlachtfeld erschienen, möchten wohl Anordnungen getroffen worden seyn, die den traurigen Ausgang des Tags verhütet hätten. Freude und Jubel leuchtete aus des Prinzen Augen beim Anblick unserer Bundesgenossen, nicht weil er hoffen mochte, die Schlacht durch einen raschen, verzweifelten Entschluß wie

der herzustellen, sondern weil er sich wenigstens im Stande sah, die Truppen des Admirals durch eine kräftige Diverſion zu befreien. In demſelben Augenblick, wo er die Ankunft der Deutſchen vernahm, hörte ich ihn laut nach ſeinem Helm rufen.

Biſher hatte der Prinz, obwohl dem Feuer der Arquebuſiere ausgeſetzt, — wirklich ſchlügen dort einige Kugeln in unſere Mitte — keine andere Kopfbedeckung getragen, als eine kleine, rothſammetne Mütze. Der Page zögerte lange mit dem Helm, die Offiziere im Gefolge des Prinzen drängten vorwärts, die Pferde ſchnaubten, wollten nicht mehr halten, und Condé ſelbſt, den einen Arm wegen eines kürzlich gehaltenen Unfalls in der Schlinge, hielt ſein eigenes Pferd nur mit Mühe vom Anſehen zurück.

Endlich brachte der Page den Helm und Einige von der Bedeckung ſetzten ihn dem Prinzen zurecht. Seine Standarte mit der goldgeſtickten Deviſe: „Süß die Gefahr für Chriſtus und Vaterland!“ entfaltete ſich, und Graf von la Rochefaucauld, entſchloß: dem Prinzen im Handgemenge zur Seite zu bleiben, beſtieg ein friſches Pferd. Gerade wendete ſich Condé zu mir mit der Frage: „Kennt Ihr die Reiterfählein dort auf dem Hügel, de Cerons?“ als La Rochefaucaulds Pferd beim Aufſitzen ſeines Herrn mit beiden Füßen nach dem Prinzen ausſchlug, deſſen Pferd von dem erhaltenen Schlage zu wanken ſchien.

Die Sammetmütze fiel dem Prinzen aus der Hand; das war auch der einzige Schmerzenslaut, wenn wir uns dieſes Ausdrucks bedienen dürfen, der ihm entfuhr. Aber

wer Schilbert meine Befürzung, meinen Schrecken, als ich mich nähernd gewahrte, daß ihm das Pferd das Bein abgeschlagen hatte, daß der Knochen völlig aus dem dicken, lebernen Stiefel hervordrang.

Ein Schrei des Kummers, der Befürzung ertönte von den Lippen Aller. Aber der Prinz winkte mit der Hand und befahl: „Stille!“ Dann fügte er hinzu: „Aechte Edle Frankreichs, ihr seht, was sich zugetragen. Folgt mir, wohl zu beenden was unsere braven Freunde so tapfer begonnen, überdenkt in welchem Zustande Ludwig von Bourbon Euch heute zum Angriffe führt. „Für Christus und das Vaterland.“

Mit diesen Worten ließ er das Visier nieder, beugte das Haupt auf den Sattelbogen, gab dem Pferde den Zügel frei und stürzte sich wüthend auf die Flanke des Herzogs von Anjou. Wir Alle ihm nach. Uns gegenüber stand ein großes Corps Genbarmen, wohl zweitausend Mann stark, und im Moment unseres Angriffs schloßen uns zwei Reiterregimenter, in Allem zweitausend fünfhundert Mann, und achthundert Lanciers mit einer kleinen Abtheilung besrittener Arquebussiere durch eine rasche Seitenwendung vollständig ein. Und doch ist es außerordentlich, was der Angriff des Prinzen von Condé ausrichtete. In dieser Stunde war Keiner unter uns, der nicht sein Leben verloren gebend, es möglichst theuer zu verkaufen suchte.

Die leichte Kavallerie unserer Fronte gegenüber wich im Augenblick vor uns zurück; der Herzog von Guise und seine Genbarmen wurden gegen Lavalette gedrängt, die

Regimenter Chaubigny und Nevers in Unordnung geworfen, und um mich der Worte eines Augenzeugen zu bedienen: „Der Prinz und sein Häuflein glich einem Donnerschlage.“

In zehn Minuten war aber auch Alles vorüber. Das Regiment des jungen Prinzen von Auvergne kam dem ersten Corps zu Hülfe und löste unsere kleine Truppe durch einen tapfern Angriff in einzelne Parthieen auf. Der Herzog von Montpensier warf uns zwei Regimenter entgegen, um seinen Sohn zu unterstützen; auch Martique stieg vom Hügel herab, Theil an unserer Vernichtung zu nehmen, und so kämpften wir, getrennt von einander, mit dem Muth der Verzweiflung im Einzelgefecht, mit dem Segner den jedem der Zufall in den Weg schickte. Ich brach mir Bahn, an nichts anderes denkend als mit meinem gewichtigen Schwert mein Bestes zu thun, als ich plötzlich einen Pistolenschuß in den rechten Arm bekam, daß dieser unmächtig an der Seite herabhing. Gleich darauf, noch ehe Jemand meinen Zustand benutzen konnte, brach mein Pferd todt unter mir zusammen. Im Fallen ward mein rechtes Bein so fest zwischen den Sattel und den Boden gezwängt, daß ich, auf derselben Seite des Gebrauchs des Arms beraubt, mich unmöglich losmachen konnte.

Die katholischen Gendarmen in meiner Nähe hielten mich augenscheinlich für todt, ja Einer von ihnen setzte über mich hinüber. Ich aber war mit Ausnahme der erwähnten Wunden nicht allein unversehr, sondern auch bel-

vollem Bewußtseyn inmitten des schrecklichen Auftritts, der rings um mich vorging.

Von diesem aber auch nur einen schwachen Umriß zu geben liegt außer dem Bereich der Möglichkeit. Bisweilen sah ich mich fast ganz allein, nur Welken von Staub, matte, unsichere Gestalten, da und dorthin schwebend, waren noch sichtbar. Den Augenblick darauf befanden sich zwei, drei, vielleicht fünfzig, sechzig der Kämpfenden so hart neben mir, daß ihre Pferde mich mit jedem Tritte zu berühren drohten. Dieß begegnete mir auch wirklich wenigstens dreimal, aber die Rüstung schützte mich glücklicherweise vor Verletzung.

Endlich erblickte ich einen Kenner, ganz mit Blut bedeckt, und auf ihm einen Reiter, dessen Züge mir nur zu gut bekannt waren. Keine zwanzig Ellen von mir entfernt sprengte er rasch den Hügel hinan, einem etwas freieren Punkte zu. Aber in demselben Augenblick ritten ihm zwei Kavaliere mit rothen Kreuzen auf den Schultern muthig nach, und ich sah, daß trotz aller Anstrengungen des Pferdes, dem Willen seines Herrn durch Beflügelung seiner Schritte nachzukommen, das edle Thier, aus mehr als einer Wunde blutend, in seinem eiligen Laufe schwankte, während der Reiter, das Haupt tief zur Mähne hinabgebengt, sich kaum mehr im Sattel halten konnte.

Die beiden Andern, frisch und wie es schien unverletzt, hatten ihn im Augenblick eingeholt. Das Muthlose des Widerstands einsehend, da kein Freund in der Nähe, ihm die Kraft zu Gegenwehr fehlte, und er sowohl als das Pferd

außer Stand waren zu entkommen, reichte Prinz Condé einem der Kommanden seinen linken Handschuh dar, und in demselben Augenblick stürzte und brach das Pferd unter ihm zusammen. Ich sah, wie er da liegend das Visier aufschlug, und dem Edelmann, dem er sich ergeben, — wie ich nachher erfuhr, war es Argence — sein Gesicht zeigte.

Raum erkannte dieser die Jüge des Prinzen, so sprang er vom Pferde, half Jenem aufstehen und, den Zustand seines Beins gewahrend, geleitete, oder besser gesagt, trug er ihn unter einen kleinen Hagebuttenstrauch, wo er ihn mit dem Rücken an das Gebüsch lehnte. Die Scene lag mir nun näher; im nächsten Augenblick kamen noch ein Paar Edelleute dazu, die, gleichfalls absteigend, dem Prinzen mit freundlichen Worten zusprachen. Inzwischen ritt Montequieu, den ich früher einmal gesehen, ein durch seine Rohheit berühmter Mann, langsam hervor, mich, wie ich so da lag, gewahrend. Wegen meines geschlossenen Visiers konnte er nicht unterscheiden, ob ich todt war oder lebte, und ich hielt mich unbeweglich stille, obgleich die Pistole, die ich früher vom Sattelbogen losgemacht, fest in meiner Linken, und eben so fest in meinem Innern der Entschluß, mich ihm, nicht zu ergeben, sondern ihn bei der ersten feindlichen Bewegung zu erschießen. Er mochte wohl irgend eine offene Stelle zu erspähen suchen, um sich durch einen Schwertstich von meinem Leben oder Tod zu überzeugen, aber keine solche findend, zog er eine Pistole hervor, wahrscheinlich um durch einen Schuß völlig sicher zu gehen.

Aber in demselben Moment ritt ihm Einer vom Saar
James. Heinrich von Gerons. III.

bullenstrauch her entgegen, mit dem Zuruf: „Da haben sie ihn gefangen, Montesquieu, den Prinzen von Condé.“

„Gefangen! ihn!“ rief das Thier mit wüthendem Gebrüll. „Nieder mit ihm, nieder mit ihm! ins Teufelsnamen!“ und vorwärts reitend zielte er mit der Pistole nach dem Haupte des unglücklichen Prinzen und feuerte. Condé's Kopf sank zuerst rückwärts gegen das Gesträuch, dann bog er sich vorwärts in convulsivischer Bewegung und fiel todt zu Argence's Füßen. Dieser wendete sich zornig gegen Montesquieu und schien ihm wegen seiner That Vorwürfe zu machen.

Von nun an sah ich nichts weiter von der tragischen Scene, denn eine Schwadron Reiteret, Martigue an ihrer Spitze, schob sich zwischen meinen Standpunkt und jene ein. Ich kannte Martigue's Charakter; stolz, entschlossen, muthig wie ein Löwe, war er zugleich offen und großmüthig, und als er auf zehn Schritte an mir vorüberzog, rief ich ihn laut bei Namen. Er selbst hörte mich nicht, aber ein junger Offizier in seinem Gefolge rief, sich umwendend: „Wer verlangt nach Herrn von Martigue?“

„Ich,“ rief ich, die linke Hand emporhebend, „ein Edelmann und Ritter; ich wünsche mit ihm zu sprechen.“

Der Offizier meldete es seinem Befehlshaber, der alsbald sein Pferd wendend, auf mich zuritt. „Wer seyd Ihr, was wollt Ihr?“ fragte er zu mir niedersehend, ohne abzuweichen.

„Ich bin de Cérone,“ erwiderte ich, „und vor Allen

in der Armee wünsch' ich mich an Euch zu ergeben.“ Zu gleicher Zeit schlug ich das Visier zurück.

„Aha! junger Tiger!“ rief er; „so hab' ich Euch endlich? Dem Rechte nach sollt' ich Euch eigentlich mit der Lanze durchstoßen. Und doch, glaub' ich, darf es nicht so seyn, und ich will Euch lieber ein Nachsteffen geben. Ich denke, Ihr wißt bereits, junger Mann, daß Ihr den Tag verloren habt.“

„Nur zu wohl,“ erwiderte ich traurig und Martigue sagte zu Einigen seiner Begleiter: „Da helft ihm auf, und sorgt für ihn. Schaut auch nach seinen Wunden; es wäre Schade, daß einer, der einen solchen Tag bestanden, am Abend desselben noch zu Grund ginge.“

Mit diesen Worten ritt er von dannen.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Page, ein Soldat und einer von Martignes Dienern zogen mich unter dem Pferd hervor, und halfen mir sorgfältig und sanft auf die Füße. Anfangs konnte ich kaum gehen wegen der Steife des Beins und der Quetschungen, die dasselbe durch den Fall des Pferdes erlitten. Inzwischen zwang ich mich nach Kräften dazu, und meine Begleiter fragten mich, ob ich mich am Bein verletzt fühlte. Ich verneinte es, sie zogen mir die Rüstung aus und nun konnte ich mich eher bewegen. Der rechte Arm war immer noch kraftlos

und Martigues Leute wollten mich in Gemäßheit seiner Befehle zu einem Wundarzt bringen. Aber die Herren vor diesem Fach bei der katholischen Armee befanden sich, scheint es, bei der Divisioh des Herzogs von Anjou, und bei der Nachfrage nach ihnen kamen wir an mehreren Truppenabtheilungen vorüber, die sich in aller Eile gegen Tarnac zogen. Auf dem Wahlplatze aber war alles ruhig, die Schlacht war vorüber, die protestantische Armee in voller Flucht, der Sieg der Katholischen gesichert, und ich hegte nicht die geringste Besorgniß, daß einem ehrlichen Gefangenen, der überdies verwundet war, irgend eine Beleidigung oder Unbill widerfahren könnte. So mit Martigues Leuten meine Straße ziehend, ohne daß mir ein unziemliches Wort zu Ohren kam, begegneten wir einer stattlichen Schaar Kavallere, alle prächtig gerüstet und aufs Ausgesuhteste beritten, denen eine glänzende Gliten-Schwadron folgte. Die Erstern mochten sich auf zwanzig bis dreißig Edelleute belaufen, die Letztern auf etwa vierhundert Mann, und unter Jenen erkannte ich den Herzog von Montpensier und seinen Sohn den Prinzen von Auvergne.

Aber diese Beiden nahmen diesmal nicht die erste Stelle ein, denn ihnen um eine halbe Elle voraus ritt ein Jüngling, kaum dem Frühlingsalter entwachsen, denn er mochte noch nicht zwanzig Jahre zählen. Seine Rüstung war mit einem reichen Oberrock bebedt, auf der einen Seite des Pferds trug ein Page zu Fuß seinen Helm, auf der andern ein Anderer die Lanze. Alles an ihm und seinem Pferde war eitel Pracht und Glanz, und die an Kleidung und Reit-

zeng überall verschwendete Lillie kündigte ihn sogleich als den Herzog von Anjou an.

Meine kleine Bedeckung trat sogleich auf die Seite, und ich nahm von des Prinzen Gesicht weiter keine Notiz, bis uns Einer vor ihn beschied. Nun schlug ich das Auge zu ihm empor und betrachtete ihn aufmerksam, während er an Martignes Pagen, den er erkannt zu haben schien, einige Fragen richtete. Er war unstreitig hübsch und seine Gestalt, seine Haltung hatte etwas Gebietendes, aber in den Augen lag ein unangenehmer, bedrückender Ausdruck und sein Gesicht hatte einen besondern Zug, den ich im Laufe meines ganzen Lebens nur noch an zwei Menschen außer ihm gesehen. So lang er ernst und ruhig blieb, war dieser Ausdruck, obwohl etwas streng, nicht so widerlich, aber so wie er das Gesicht zum Lächeln verzog, wars als müßte Einem das Blut in den Adern gerinnen. Nach wenigen mit dem Pagen gewechselten Worten kehrte er sich zu mir und fragte in ernstem Tone: „Könnt Ihr uns sagen, ob Prinz Condé dem Wahlplatz entkommen ist?“

„Nur durch den Tod, Herr,“ erwiderte ich.

„Wie?“ antwortete er, „ich sah doch seine große, weiße Standarte mit einigen dreißig bis vierzig Mann vor zwanzig Minuten quer über die Höhe fliehen.“

„Der Prinz, gnädiger Herr,“ sagte ich, „ist todt, verlaßt Euch darauf. Ich sah mit eigenen Augen, wie er ermordet ward.“

„Ermordet!“ rief der Herzog, indem sich das dämonische Lächeln über sein Gesicht zog. „Und was er

Ihr Noth, guter Freund, auf einem Schlachtfelde wie dieses?"

"Einen Mann niederschließen, Herr," erwiderte ich, "nachdem er Quartier erhalten, und sich an ehrenwerthe Uebellente ergeben."

"Es möchte nur Gerechtigkeit seyn, Herr, nicht Mord," meinte der Herzog, die Stirne runzelnd. "Und mit Verlaub, wer seyb denn Ihr, der Ihr Euch auf so passende Ausdrücke versteht?"

"Mein Name," versetzte ich, "ist de Cerons, und auch ich bin ein Gefangener."

"Ha!" rief der Herzog, "der unverschämteste Schuft im Lager der Rebellen. Wir haben von Euren Streichen gehört."

Obwohl ich wußte, daß mein Kopf auf dem Spiele stand, konnte ich mich doch nicht bezwingen, und ich sagte: "Kein Schuft, Herr, sondern Ritter und französischer Edelmann!"

"Fort mit ihm," schrie der Herzog, "und" — doch ehe er seine Sentenz schließen konnte, die wahrscheinlich einem Befehl, mich wie den Prinzen von Condé zu behandeln, gleichgekommen wäre, drängte der Herzog von Montpensier sein Pferd vorwärts und flüsterte ihm ein Paar Worte zu.

"Fort mit ihm," wiederholte der Herzog nach augenblicklichem Rauschen. "Sperrt ihn zusammen mit dem schottischen Landstreicher Stuart, und führt sie Abends nach der Tafel mir vor. Doch halt," fuhr er fort, "wo, glaubt

Ihr, liegt Prinz Condé? ich möcht' ihn mit eigenen Augen sehen."

"Wenn Ihr gerade auf jenen Strauch zureitet," erwiderte ich, meine Hand ausstreckend, "findet Ihr seinen Leichnam hart daneben, man müßte ihn denn entfernt haben."

"Geht Magnac, und seht nach," sagte der Herzog. "Ich bleibe inzwischen hier. Dort kommt Euer Diener Goustoureaux, Montpensier. Er kennt den Prinzen, laßt ihn Magnac begleiten. Ihr bleibet, Herr, wir werden im Augenblick sehen, ob Ihr wahr sprecht oder nicht."

Ich enthielt mich jeder Gegenrede und Baron Magnac entfernte sich mit einem andern Edelmann, den Leichnam des unglücklichen Prinzen zu suchen. Nach ihrem Abgang herrschte eine tiefe Stille in unserem Kreise. Diejenigen, welche nicht wußten, ob ich wahr gesprochen, standen in bedeutungsvoller Erwartung, und so sehr der Herzog von Anjou die Ruhe der Ruhe, der Unbeweglichkeit anzunehmen sich bemühte, ließ sich doch nicht verkennen, daß auch er gar mannfache Gemüthsbewegungen unter der affectirten Maske der Strenge, der Kälte verbarg. Er sprach kein Wort, sondern sah unverwandt nach der von den Voten eingeschlagenen Richtung, obwohl die nach allen Seiten hin über die Gegend verbreitete Menschenmenge, die hin und her sich bewegenden Truppenabtheilungen zu Fuß und zu Pferd ein Erkennen des Einzelnen auf die nächsten Hundert Ellen unmöglich machten.

Endlich sahen wir einen unregelmäßigen Trupp Leute auf uns zukommen. Sie führten etwas in ihrer Mitte, w

als sie näher kamen, war die peinigste, schauerhafteste Scene vor mir, die sich jemals meinem Auge enthüllt hat.

Seiner Rüstung, selbst des büffellebernen Unterwammes beraubt, Hemd und Leib mit Blut und Staub beschmugt, lag der Leichnam des unglücklichen Prinzen quer über einen Esel, das Haupt auf der einen, die Füße auf der andern Seite herabhängend. Das lange, schöne, glänzende Haar fiel zum Boden hinab, aus den Locken in der Nähe des Gesichts tröpfelte langsam das noch immer der Todeswunde ent quellende Blut, so daß die Spuren den ganzen Weg entlang sichtbar waren und als endlich das Lastthier neben dem Pferde des Herzogs von Anjou hielt, biltete sich alsbald auf dem staubigen Grunde eine kleine Blutlache. Trotz der großen Veränderung, die seit her mit ihm vorgegangen, erkannt' ich den Körper im Augenblick an der Borte und den violetsfarbenen Schnüren der Hemdärmel. Diese waren mir nämlich in demselben Moment aufgefallen, wo der Prinz beim Aufsetzen des Helms den verhängnißvollen Hufschlag bekam.

„Seyd Ihr gewiß, daß er es ist?“ sagte der Herzog. „Hebt den Kopf in die Höhe, Magnac, man kann sonst das Gesicht nicht erkennen.“

Baron Magnac wand sich ein Paar mal die Locken um die Finger und zog den Kopf in die Höhe. Da lag sie entblößt die geisterhafte Todeswunde, die das Gesicht so schrecklich entstellte, daß man es vor Blut, Staub und dem schwarzen Pulverdampfe kaum erkennen konnte. Dacht' ich mir dieses Gesicht, wie es mir vor wenigen Wochen bei Ertheil-

lung des Ritterschlags heiter und wohlwollend zugelächelt, und verglich ich es mit dem schwarzen, verstümmelten Gegenstand vor mir, so hätt' ich ohne die andern erwähnten Merkmale die Identität kaum zu bestätigen vermocht.

„Man bringe Wasser vom Flusse,“ rief der Herzog. „Wir müssen das Gesicht abwaschen und genauer sehen.“

Das Wasser war bald zur Hand in einem Helme und nach Entfernung des Bluts und Schmutzes ließen sich die Züge des unglücklichen Prinzen unschwer erkennen.

„Solt ein Leintuch aus einer der Pachtwohnungen,“ rief der Herzog; „und bringt den Leichnam nach Jarnac. Ihr habt wahr gesprochen, Herr,“ fügte er, zu mir sich wendend, bei. „Nun könnt Ihr gehen. Thut mit ihm, wie ich Euch befohlen. Sperrt ihn zu dem Schotten, und führt sie Beide heute Abend mir vor.“

Mit diesen Worten ritt er von dannen, und ich ward zur Arridregarde gebracht, wo ein Chirurg meine Wunden untersuchte. Der rechte Arm, der sich gebrochen fand, ward so gut es sich thun ließ, eingerichtet. Dann brachte man mich auf der Straße nach Jarnac zu einem eine Stunde entfernten Pachtthause, wo ich mit einigen andern Gefangenen in eine kleine Stube gesperrt ward. Unter diesen waren La Mone und Prinz Soubise, aber nicht Stuart.

Wir Alle waren sehr niedergeschlagen, wie man sich denken kann, dieß verhinderte uns inzwischen nicht, in eine lebhafteste Discussion über die letzten Ereignisse einzugehen. Im Allgemeinen beklagten wir uns weniger über unsere Niederlage, als über die Nachlässigkeit Derer, welche

em sie den Feind über den Fluß gehen ließe. w.
 jem die Bewachung der Brücke von Châteaun-
 t gewesen, ward sehr getabelt, da er sie lange
 ren können; ja hätte der Feind auch den Uebers-
 n, mochte uns der in Folge des Gefechts ent-
 ig noch immer eine Chance für den Sieg
 en. Wenigstens überzeugte man sich später,
 echste Theil der protestantischen Reiterei, und
 ein Sehtel des Fußvolks dem Schlachtfelde
 ung einer Meile nahe gekommen, als schon
 en war. Gewiß ist, daß nie über viertausend
 erer Seite auf einmal im Gefecht standen.
 terung hatte schon vor meiner Ankunft be-
 fand, daß die schlimmste Neugierkeit von Allem,
 ringen von Condé, den gefangenen Anführern
 bekannt war. Sie wollten mir keinen Glau-
 ls ich ihnen Alles erzählte, so abscheulich und
 ch schien ihnen Montesquieu's That. Hätte
 t, der Prinz sey durch einen zufälligen Streich
 irlischen Kampf erschossen worden, würden sie
 t geglaubt haben, nun aber fand ich sie noch
 s die Katholiken, und Soubise blieb steif und
 müsse ein Irrthum in der Person obwalten,
 ürde nie zugegeben haben, daß Montesquieu
 von Geblüt, der sich ihm gefangen ergeben,

Ihr wurden die übrigen Gefangenen nach
 rt, ich aber mußte bleiben und besand mich

etwa eine Viertelstunde ganz allein im Zimmer. Die Wunde im rechten Arm verursachte mir große Qualen und dieser Umstand, verbunden mit der völligen Einsamkeit nährte die düstersten Bilder und Besorgnisse, die nur immer die Einbildungskraft heraufzubeschwören im Stande war.

Nach Verlauf dieser Zeit ging die Thüre auf, und Stuart ward eingeführt. Aber wie verändert seit dem vorigen Abende! Er war an mehreren Stellen verwundet, obwohl nicht gefährlich, doch sah er bei dem bedeutenden Blutverluste sehr blaß, und konnte sich nur mit Mühe bewegen. Aber die Veränderung lag nicht sowohl in Farbe und Gang, sondern in der tiefen Schwermuth, die über ihn gekommen.

„Ich bedaure, Euch hier zu sehen, Stuart,“ sagte ich, ihm die Hand bietend.

„Und ich Euch, de Ceron,“ erwiderte er. „Ich wollte, der liebe Herrgott hätte es vor drei Stunden mit mir zu Ende gebracht, aber die Schufte wollten mich nicht tödten, obgleich ich ihnen Quartier verweigerte und um keines bat. Sie wußten wohl warum.“

„Aber, allmächtiger Gott,“ sagte ich, „sie werden doch wohl ihre Gefangene nicht abschlachten.“

„Man sieht, Ihr kennt Heinrich von Anjou nicht,“ war seine Antwort. „Aber ich weiß gewiß, de Ceron, daß ich nicht lange mehr zu leben habe. Mag ich ihm gute Worte geben oder nicht, hinsichtlich meiner liegen gewisse Dinge vor, die er nicht vergessen wird. Aber von Eurer Seite nehmt diesen meinen Rath wohl zu Herzen: gebt ih

gute Worte, und so mögt Ihr vielleicht Euer Leben retten. Meine Zeit ist vorüber, de Ceroné.“ Dann setzte er sich an die Tafel und versiel, die Stirne mit der Hand stützend, in tiefes Nachdenken.

Endlich fuhr er auf und sagte: „Wenn Ihr lebend bleibt und frei werdet, de Ceroné, vergeßt den Dolch nicht. Er befindet sich bei meinem Gepäcke, das, wie ich hoffe, in Sicherheit ist, denn diese katholischen Tiger haben augenscheinlich nur einen nutzlosen Sieg gewonnen. Aber vielleicht wollen ihn meine Leute nicht hergeben — Halt, wenn wir Schreibmaterial haben können, geb' ich Euch das schriftliche Bekenntniß, daß er Euch gehört.“ Dann stand er auf, und schlug stark an die verschlossene Thür. Kurz nachher trat ein Soldat ein, aber es dauerte längere Zeit, bis Stuart das Verlangte bekam. Als er sich endlich in dessen Besitz sah, schrieb er hastig, aber mit großer Pünktlichkeit das Zeugniß nieder und übergab es mir.

Raum war dieß geschehen, als wir Befehl bekamen, uns nach Jarnac auf den Weg zu machen. Eine kleine militärische Bedeckung brachte uns zu Fuß dahin, und wir erreichten den Ort kurz nach Einbruch der Nacht. Man führte uns in ein kleines Zimmer im Erdgeschoße des Kastells, wo man uns etwas zu essen gab, und uns am Feuer nieder sitzen ließ, denn es war sehr kalt. Ich war früher nie Gefangener gewesen, hatte aber immer die Gefangenen ganz anders behandeln sehen, und so konnt' ich mich denn auch *des Gedankens nicht erwehren*, daß der lange Fußmarsch *für zwei verwundete Edelleute etwas hart sey.*

Ich theilte Stuart meine Ansicht mit, welcher erwiderte: „Es ist dieß wohl kein Zeichen der Zeit, de Lerons, wohl aber ein Zeichen des Herzogs von Anjou. Es gibt keinen andern Felsenherrn in Frankreich, welcher eble Gefangene so behandelt haben würde, wie Er heute. Ich bekümmere mich indeß wenig darum, meine Rechnung mit der Welt ist gemacht, und sobald ich einige Nahrung zu mir genommen, denn ich fühle mich schwach, will ichs versuchen und meinen Frieden mit Gott machen.“

Nachdem er etwas Weniges von Speise zu sich genommen und einen Becher Wein mit Wasser gemischt ausgesunken, zog er sich in die entfernteste Ecke des Zimmers zurück, kniete nieder, und verharrte einige Minuten im Gebete. Dann stand er auf, und sprach heiterer, vielleicht „Nicht“ ich sagen sanfter. Nach einer halben Stunde wurden wir vor den Herzog gerufen. Vor der Thüre draußen fanden wir zwei, drei Mann Wache, die uns einige finstere Stufen hinaufführten. Dann ging's durch ein Portal in eine lange, breite, aber niedere Gallerie mit dicken, grauen Säulen, die von vier zu vier Schritten das spitzige Dachgewölbe trugen. Fackeln, in passenden Zwischenräumen angebracht, gewährten erträgliche Beleuchtung; zur Linken befand sich eine Reihe Fenster, während rechts Thüren zwischen den Säulen zu erblicken waren.

Am dritten Pfeiler, vom Eingang gerechnet, standen einige Soldaten um eine Art breiter Steinbank, die hart an die Säule stieß. Im Vorübergehen sahen wir auf ihr den

Leichnam des Prinzen von Condé, der Körper ziemlich anständig mit einem Leintuch umwickelt, Haupt und Füße dagegen entblößt. Die Zuschauer schienen nicht auf uns zu achten, und am andern Ende der Halle machten wir bei einer Thüre Halt, vor der ein Gendarme mit gezogenem Schwert Wache hielt.

Einer von unserer Bedeckung trat ins Zimmer und gleich darauf ward Stuart vorgerufen, während ich außen blieb. Zwar konnt' ich nicht hören, was drinnen vorging, war aber doch nicht wenig besorgt und bekümmert um meinen armen Kameraden.

Endlich ward mein Name genannt und ich trat durch die Thüre in einen schmalen Gang, der zu einem innern Zimmer führte. Man konnte diesen Gang nicht wohl ein Vorzimmer nennen, denn er war keine acht Fuß lang und fünf bis sechs breit. Doch war er tapezirt, und eine Lampe brannte an der Wand, allein die Hauptbeleuchtung strömte durch die halbgeöffnete Thüre des innern Gemachs herein.

Im Augenblick, wo sich die äußere Thüre hinter mir schloß, hörte ich die laute, zornige Stimme des Herzogs:

„Weg mit dem schottischen Mörder! Weg mit ihm!“ und als ich ins Zimmer trat, sah ich Stuart hart an der Thüre stehen, neben einem großen finsterblickenden Manne, der ihn an der Schulter gepackt hielt. Aber mein edler Freund trug das Haupt hoch und mit würdigem Anstand, seine Stirne glühte von hoher Röthe, die Wange war nun *Alles nur nicht blaß*, während die Rechte sich ausstreckte,

nicht gerade mit drohender Geberde, aber doch kühn und furchtlos.

„Nehmt das Wort Mörder zurück, Prinz,“ sagte er, „ich bin Reiner. Wär' Euer falscher Connetable durch meine Hand gefallen, und wollte Gott es verhielte sich so, hätte er den wohlverdienten Lohn bekommen, denn wer Denjenigen zu tödten sucht, dem er sich ergeben, verdient nach Kriegsrecht den Tod. Ich bin kein Mörder, aber Euch gehört dieser Name, der ihr wehrlose Gefangene mit kaltem Blute schlachtet. Aber ich sag's Euch voraus, die Zeit wird kommen — ja und das Messer dazu ist schon geschliffen — die Zeit wird kommen, wo Ihr bedauern mögt das nun leichtsinnig vergossene Blut, wenn die Hand eines andern Euch ähnlichen Schlächters ein Leben wegnimmt, das Ihr nur zu lange mißbraucht habt. Nun lebt wohl! Thut Euren Willen! ich kümmere mich nicht, wie bald mich mein Loos ereilt!“

Damit kehrte er sich gegen die Thür. Er sah mich an, als wollte er mir einige Worte im Vorbeigehen zusüßern, aber in demselben Augenblick veränderten sich seine Züge. Gewiß fiel ihm ein, daß er mich durch das geringste Freundschaftszeichen in Gefahr bringen konnte, daher ging er an mir vorüber, als hätte er mich zuvor nie gesehen.

Raum war er draußen und die Thüre geschlossen, so rief mich der Herzog bei meinem Namen auf; aber ehe ich antworten konnte, hörte ich draußen ein Paar Streiche fallen, es folgte ein kurzer Schrei, dann ein unterdrücktes Schreien, endlich ein schwerer Fall.

„Herr von Cerons!“ wiederholte der Herzog in stolzem Tone. Ich wandte mich der Tafel zu, und sah das Gesicht des Prinzen in hoher Röthe glühen, während die Umstehenden zum Tode blaß waren. Nie habe ich mein Leben besonders werth gehalten und doch kümmerte ich mich im ganzen Verlauf desselben nie so wenig um Leben und Sterben als in diesem Augenblick. Mein Loos schien entschieden, und ich näherte mich dem Tische so ruhig, als wäre ich im Begriff mich zum Mahle zu setzen. Der Herzog von Anjou fixirte mich mit den Augen und wiederum stahl sich jenes unheimliche Lächeln über sein Gesicht, ein Lächeln das, mag ich es recht oder unrecht auslegen, Alles zu bedeuten schien, nur nichts Gutes.

„Ihr scheint erschrocken, Herr,“ sagte der Herzog, mit ins Gesicht starrend.

„In diesem Fall, gnädiger Herr,“ erwiderte ich, „wird mein Gesicht zum Lügner an meinem Herzen.“

„So fürchtet Ihr also nichts?“ sagte er. „Nun wir wollen sehen, wie Ihr Euer Schicksal ertragt.“

„Wahrscheinlich,“ versetzte ich, „wie Andere das ihre, obgleich, was die Furcht betrifft, ich mich von ihr frei fühle, wie Euer Hoheit.“

Unter den Offizieren, die hinter dem Herzoge standen, gaben mir in diesem Augenblick zwei ein Zeichen. Der Herzog von Montpensier wies nach der Thüre, durch welche sich Stuart entfernt und hob dann die Hand in die Höhe, als hätte er mich zu schweigen. Martigue, obwohl allem Anschein nach mir freundschaftlich gewogen, runzelte die

Stirne und drohte mir mit geballter Faust. Nachdem mich der Herzog einige Minuten starr fixirt, rief er: „Was für Schwäßer und Poltrone sind nicht diese Hugenotten! Nehmt den Burschen und knüpft ihn an eine der Dachrinnen des Kastells!“

„Ich bitt' Euer Hoheit um Verzeihung,“ sagte Martigue mit freimüthiger, fast scherzender Miene vortretend; „Ihr werdet Euch erinnern, daß er mein Gefangener ist, und eh' Ihr ihn baumeln laßt, müßt Ihr mir fünfzehnhundert Kronen Ranzion bezahlen.“

„O, die bezahl' ich, die bezahl' ich,“ sagte der Prinz.

„Ich kann nicht kreditiren,“ erwiderte Martigue in demselben Tone. „Heraus mit dem Geld auf die Tafel, oder Ihr bekommt ihn nicht. Ein Gehängter tangt mir zu nichts, und ich denke Eurer Hoheit ebenso wenig.“

„Auch ich sollte es meinen,“ bemerkte Einer aus der Gruppe; „überdieß weiß ich wirklich nicht, was Herr von Gerons gegen Euer Hoheit, oder seiner Majestät Dienst begangen, das Euren Unwillen gegen ihn rege machen könnte. Auch ist er Ritter, gnädiger Herr.“

„Und hat er denn nicht genug gethan?“ rief der Herzog noch immer entrüstet, obwohl er sich über Martigue's Aeußerung eines Lächelns nicht enthalten konnte. „Er ein Ritter. Hab' ich ihn nicht einen Wegelagerer nennen hören, der unsere Parthelen abschneitt, sich als Spion ins Lager stahl, die Dörfer niederbrannte? Noch etamais, ist er nicht ein bloßer Marodeur und Räuber?“

James. Heinrich von Gerons. III.

7

Vielleicht daß die Liebe zum Leben über dieser Verhandlung der Frage von Tod und Leben in mir wuchs, jedenfalls hatte ich wenigstens eine starke Abneigung gegen das Aufknäpfen an einer der Dachrinnen des Schlosses. Der Herzog sah mich bei dem letzten Theil seiner Frage an und ich erwiderte: „Da ist Euer Hoheit sehr falsch berichtet worden. Ich bin kein Wegelagerer, sondern habe ein Patent von den Prinzen des protestantischen Bundes. Auch kann man mir nicht nachsagen, gnädiger Herr, und ebenso wenig einem Manne unter meinem Befehl, daß er irgend ein katholisches Haus geplündert, daß wir je das Schwert gezogen gegen den Wehrlosen, daß wir auch nur einen Schilling Contribution ansprachen von einer Ortschaft, in der wir lagen. Nie verlangte ich in meinem Quartier etwas Anderes, als die nackten Wälle und mein Beutel war immer bereit was ich nahm zu bezahlen.“

„Wirklich mehr, als Seine Hoheit oder sonst Jemand von sich rühmen kann,“ rief Martigue, und der Herzog selbst brach in lautes Lachen aus.

„Erlaubt mir beizufügen,“ fuhr ich fort, „daß meinem Einbringen in Euer Hoheit Lager, wenn es auch etwas verwegen seyn möchte, in keiner Weise Spionerie zu Grunde lag. Ich kam mit meiner Mannschaft und wir waren Alle bis an die Zähne bewaffnet. Auch war unser Zweck, die Befreiung meines Verwandten, nicht gerade bösslich zu nennen. Ueberbleib thaten wir Niemand was zu Leide, bis wir selbst angegriffen wurden.“

„Et, et!“ rief der Herzog, „und wenn ich mich recht

entfenne, vergalt Euch Euer Better den Liebesdienst mit der Belgerung Euch zu begleiten.“

„Ihr seyd wirklich ein armes Mänschen, Herr von Cerons,“ sagte Martigue lachend und augenscheinlich bemüht, den Prinzen in gute Laune zu versetzen, „ein armes Mänschen sag' ich, das in die Falle geht und doch den Speck nicht bekommt.“

„Ja wohl,“ war meine Antwort, „aber das Mänschen wußte sich nicht allein aus der Falle zu ziehen, sondern biß noch dazu den Rattenfänger in den Finger. Wars nicht so, Herr von Martigue?“

„Ha, ha, ha, da hat er Euch wirklich Eines angeheftet, Martigue,“ rief der Herzog. „Was sagt Ihr dazu? Wollt Ihr ihn nun aufgeknapft sehen als Revanche für die verlorene Fahne?“

„Ich sage weiter nichts,“ erwiderte Martigue heiter, „als daß der junge Herr die Wahrheit spricht. Die Maus biß den Rattenfänger in den Finger, und zwar bis aufs Bein. Aber der Rattenfänger hat sie doch zuletzt gefangen, und nun er sie bekommen, will er sie auch mit Eurer Hoheit Verlaub behalten.“

Augenscheinlich hatte das bisherige Gespräch seinen Eindruck auf den Prinzen nicht ganz verfehlt, und in diesem Augenblick ließ nun auch Montpensier seine Wasserlilien spielen.

„Ich sagte Eurer Hoheit bereits diesen Morgen,“ begann er, „daß ich Euch wegen des Herrn von Cerons um Gnade bitten würde, und wie Euer Hoheit wohl weiß: *terventre* ich nie für Jemand ohne gute Gründe. So!

mich denn vor allen Dingen Euch die Versicherung geben, daß dieser Edelmann, weit entfernt, wie man Euer Hoheit glauben machen wollte, ein Wegelagerer zu seyn, sich als den edelmüthigsten, gewissenhaftesten Mann der feindlichen Parthei erwiesen. Ich kann es bezeugen nach den Berichten der Landleute, auch weiß ich von einem Edelmann, der es in der Stadt Pons als Augenzeuge mit ansah, wie Herr von Geron's einen seiner eigenen Leute niederstieß wegen eines jener Frevel, die nur zu häufig die Erstürmung fester Plätze begleiten. Diefß ist aber noch nicht Alles, gnädiger Herr. Ich bin ihm persönlich zu hoher Dankbarkeit verpflichtet, denn er rettete meinem Sohne das Leben und schickte ihn ohne Lösegeld ins Lager zurück."

"Wie, Euren Sohn, Montpensier?" rief der Herzog.
 "Wie! D'Auvergne?"

"Nicht anders," erwiderte der Herzog. "Bei unserem Abzuge, in der Nähe Louduns, führte Herr von Geron's das uns nachsetzende feindliche Corps. Mein Sohn suchte den Feind zurückzutreiben. Im Handgemenge stürzte er und befand sich buchstäblich unter den Hufen von Herrn von Geron's Pferde. Dieser Edelmann half ihm aufstehen, ließ ihn aufsitzen und trug Sorge, daß er unverletzt davon kam. Unter diesen Umständen muß ich nicht allein um sein Leben bitten, wenn je Euer Hoheit seinen Tod ernstlich im Sinne hatten, was ich kaum glauben kann, sondern ich möchte auch Herrn von Martigue sein Lösegeld bezahlen und ihn in Freiheit setzen. Doch hab' ich hiebei die Absicht, ihn so lange bei uns im Lager zu behalten, bis wir ihn von ein-

Gen 23 he
V. 2

101

13663

gen Vorurtheilen der Erziehung curirt und so in ihm der Religion und Loyalität einen ausgezeichneten Kämpfer geschenkt haben mögen. Es tangt mehr, dergleichen Leute zu gewinnen als zu hängen; das dürft Ihr mir glauben, gnädiger Herr."

"Ihr ruiniert uns alle, wirklich Ihr ruiniert uns Alle," ließ sich eine Stimme aus dem Hintergrunde vernehmen, die, wie ich nachher erfuhr, dem wohlbekannten Chicot angehörte. "Befehrt Ihr Herrn von Cerons und nehmt ihn in unser Lager auf, so ist die Armee verloren, der Thron erschüttert und der König mag mit Krone und Reichsapfel Regal schieben. Himmel und Erde! Wars nicht schon schlimm genug, als wir Martigue allein hatten, um uns in jedes tolle Abenteuer zu stürzen, während die Hugenotten ihrerseits diesen wilden Gefellen besaßen, seine Ränke abzulaufen an unserem heißgräthigen Haubegen. Bringt Ihr einen zweiten Martigue auf unsere Seite, so gleicht die Armee dem Strick zwischen zwei jungen Hunden: sie wird querselbein gezerrt über Büsche, Hügel und Bäume, das ganze Land auf und ab. Hatt' ich mich doch auf Euch gestreut und gehofft, der heutige Tag würde Martigue denaraus machen, denn ich bin wirklich zum Tode müde, mein Kopf ist ganz schwindelig zu denken, wo es mit ihm noch hinaus will. Gebt Ihr ihm aber gar dieses Nachtgespenst von Unseisen noch bei, so schwindet wirklich das letzte Fünkchen Hoffnung, in diesem Leben noch einen Augenblick Ruhe zu bekommen."

"Hört doch auf Chicots Gründe, gnädiger Herr."

Martique, „denn gleich einigen alten Versen, die ich irgendwo fand, sind sie immer verkehrt zu lesen, wie Ihr wißt.“

„Wohl denn,“ sagte der Prinz, „wollt Ihr es Alle, muß es wohl so seyn, jedenfalls aber erwart' ich eine eclatante Entschuldigung von Herrn von Cerons für die raschen, etwas insolenten Worte, die er sich diesen Morgen gegen mich erlaubte.“

„Ich hoffe, gnädiger Herr,“ erwiderte ich, „daß ich in meinem Kummer über das Unglück dieses Tags nicht toll genug gewesen seyn mag, mir gegen Euer Hoheit, den Bruder meines Königs, irgend ein insolentes Wort zu erlauben. Daß ich mir dergleichen hätte heigehen lassen, ist mir ganz unbekannt und unbewußt, jedenfalls aber bitt' ich Euer Hoheit aufs Aufrichtigste und Unterthänigste um Verzeihung wegen Alles dessen, was ich in dieser Beziehung verschuldet haben könnte.“

„So ist's recht, — so ist's recht,“ versetzte der Herzog, „Ihr müßt Euch wirklich selbst vergessen haben; aber Eure Bemerkungen hinsichtlich des Prinzen von Condé waren allerdings rasch und insolent.“

„Diesen sich aber nie anwenden auf Eure Hoheit,“ entgegnete ich. „Sie bezogen sich einzig auf den Baron Montesquieu, hatten nur diesen kalten, blutdürstigen Mörder eines tapfern Prinzen im Auge. Da ich bin überzeugt, gnädiger Herr, hättet Ihr die That mit angesehen wie ich, Eure *adle Natur* würde Euch im Augenblick vermocht haben, die *Miebermählung* Eures Betters an dem verruchten Mörder zu rächen.“

„Vielleicht wär' es so gewesen,“ versetzte der Prinz; aber der Herzog von Montpensier, wohl wissend wie gefährlich dergleichen Discussionen mit dem Herzoge von Anjou, zu weit geführt, auszugehen pflegten, benutzte eine augenblickliche Pause zu der Bemerkung: „ich denke, Euer Hoheit haben mir meine Bitte gnädig verwilligt?“

Der Prinz verneigte sich und Montpensier kam, die Tafel umkreisend, auf mich zu und nahm mich beim Arm. Er winkte dabei Martigue zu, der, wenn ich die Augensprache verstand, erwiderte: „Führt ihn weg so schnell als möglich.“

Allein der Prinz hielt uns noch einen Augenblick zurück, indem er sagte: „ich werde mich mit Herrn von Gézons später noch unterhalten, sein Benehmen gefällt mir.“

„Keine Widerrede,“ flüsterte mir Montpensier zu, und ich folgte ihm, mich gegen den Prinzen in stummer Erwidderung verbeugend. In dem engen Vorgemache gerieth ich mit dem ersten Schritt in eine dunkle Blutlache und ich war eben im Begriff, mit einem Schrei des Entsetzens zurückzufahren, als mich der Herzog fest am linken Arm vorwärts zog. In der Gallerie angelangt sagte er leise aber mit Bedeutung:

„Junger Mann! junger Mann! Ihr habt mit einem Tiger gespielt, der bereits einen in Stücken gerissen, so daß der Blutdurst heiß in ihm erwacht ist!“

Siebzehntes Kapitel.

Ich erwiderte nichts, weil uns gerade einige Personen nahe standen und weil ich besorgte, ein Wort von meinen Lippen in einem solchen Augenblicke möchte weniger ruhig und gemäßigt seyn, als ich selbst wünschen mußte. Der Herzog führte mich ohne weitere Bemerkung an dem Leichnam des Prinzen von Condé vorüber in die untere Etage, wo wir in der Nähe meines frühern Gewahrsams eine beträchtliche Zahl seines Gefolges trafen zusammen mit dem Prinzen von Auvergne, seinem Sohne. Kaum gewahrte mich der junge Mann, so sprang er mir entgegen und ergriff mit dem Ausrufe meine Hand: „So ist er denn gerettet, wirklich gerettet!“

„So ist's,“ sagte der Herzog, „aber seine Schuld ist's nicht, daß er nicht da liegt, heiß und kalt wie einige Andere, die ich benamen könnte. Nimm ihn mit, d'Auvergne, in unser Quartier, aber ums Himmelswillen lehr' ihn vorsichtig seyn in dieser Atmosphäre! Herr von Gerons, ich brauch' Euch kaum zu fragen, ob ich Euer Ehrenwort habe?“

„Natürlich, gnädiger Herr,“ erwiderte ich, „natürlich. Ich ergab mich freiwillig Herrn von Martigue, und mittelst desselben Rechts womit ich mein Leben anspreche, nicht als Unabensache, sondern als Sache der Gerechtigkeit, betrachte ich mich als Gefangenen bis mein Lösegeld bezahlt ist.“

Der Herzog entfernte sich mit einer Verbeugung, und Prinz d'Auvergne mit seinem Gefolge führte mich auf die Straße hinaus und wir begaben uns, einige Kaskeln vor uns, nach der untern Stadt. Hier traten wir in ein großes

Haus, dem Quartiere des Herzogs von Montpensier. Zu meinem Erstaunen, denn ich hatte bis jetzt nichts als das hugenottische Lager gesehen, fand ich in der vorübergehenden Wohnung des katholischen Anführers beinahe so viel Glanz und Luxus, als wärs das Stammhaus seiner Ahnen. Ueberall Diener in prächtigen Livreen, reiche Beleuchtung in allen Zimmern, und der Prinz führte mich in eine Halle, wo eine Tafel, groß genug, zwanzig bis dreißig Gäste zu fassen, zum Abendessen bereit stand.

„Mein Vater,“ sagte er, „wird nicht lange auf sich warten lassen, bis dahin, Herr von Gerons, setzen wir uns ins kleine Seitenzimmer zu einem gemüthlichen Gedankenverkehr.“

Er führte mich dahin, fragte nach meinen Wunden, erwähnte der verschiedenen Vorgänge der heutigen Schlacht. Namentlich gedachte er des tragischen Endes des Prinzen Conté auf eine so wohlbedenkende, edle Weise, daß, wäre ich nicht schon früher zu seinen Gunsten eingenommen gewesen, diese Worte mich auf immer ihm zu eigen gemacht haben würden. Am Schlusse führte er einige Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich meines Benehmens über die Dauer meines Aufenthalts im katholischen Lager bei.

„Weber mein Vater noch ich,“ sagte er, „wünschen von Eurer Seite einen Glaubenswechsel außer mit Eurer vollen Ueberzeugung; zugleich aber wird es gut seyn, wenn Ihr Eure Ansichten möglichst zurückhaltet. Leider lauern uns überall gefährliche Leute auf, und Ihr könntet Euch Verlegenheiten bereiten, aus denen Euch herauszuhelfen sehr schwer, vielleicht unmöglich seyn dürfte.“

Ich versprach seinem Rathe zu folgen und seinen Anweisungen entnehmend, daß er in den Angelegenheiten der Hölse und Lager erfahrener sey, als ich mir gedacht, fragte ich ihn, ob dieß sein erster Feldzug wäre.

„O nein,“ war seine Antwort, „ich bin älter als ich scheine, Herr von Gerons.“

So bewährte es sich denn auch wirklich, denn es vereinigten sich in ihm gar wunderbar die höchsten geistigen Eigenschaften und ein bedeutender Schatz von Erfahrungen mit der anspruchslosen Bescheidenheit und dem freimüthigen, ebhaften Benehmen des zartesten Jünglingsalters. Später hatte ich Gelegenheit, mich von dem feinen, edlen Tacte in dem gegenseitigen Benehmen von Vater und Sohn zu überzeugen.

Der Herzog war noch immer mit derselben ängstlichen Zärtlichkeit um den jungen Prinzen besorgt, die er seinen Knabenjahren geweiht haben mochte; er flog überall auf dem Schlachtfelde zu seiner Hülfe herbei und schien unwillig, das liebevolle Privilegium der Leitung, Bewachung, Vertheidigung seines Knaben aufzugeben. Zugleich aber war er sich der hohen Eigenschaften des Sohnes bewußt, ja er war stolz auf sie, setzte Vertrauen in dessen Verstand, dessen Urtheil, schenkte seiner Meinung die Achtung, welche ihre Achtung Anderer sicherten. Der Sohn von seiner Seite, obwohl der eigenen Fähigkeit, sich überall zu leiten und zu vertheidigen nichts weniger als unfundig, zeigte stets die tiefste *Erfenntlichkeit* für die Liebe des Vaters, die innigste *Verehrung* für seine Autorität, seinen Rath.

Unsere Unterhaltung hatte, nicht lange gedauert, als

wir Schritte in der Halle hörten und bald darauf die Stimme des Herzogs von Montpensier, die sich in dem Rufe vernahmen ließ: „Wo bist Du, Franz? wo ist Herr von Lerons?“

Gleich darauf trat der Herzog in unser Gemach, ehe ihm der Sohn entgegen gehen konnte. Martigue war bei ihm, er kam gleichfalls zu uns herein, während einige Andere draußen im Speisezimmer blieben.

Martigue packte mich ohne viele Umstände mit beiden Händen am Kragen meines büffellebernen Wamses, und schüttelte mich etwas heftig aber freundlich mit den Worten: „Ihr junger Schuft seyd mir bei Gott doppelte Ranzlon schuldig, darauf will ich schwören.“ Dabei musterte mich der alte Soldat vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Kennerauge, als berechnete er das Quantum Kraft in meinen Gliedern.

„Auf Ehre, Herr von Martigue,“ erwiderte ich, „das glaub' ich selbst, denn Ihr habt wirklich esamal meines Lebens geschont, das andremal es gerettet.“

„Ehrlich gesprochen, ehrlich gesprochen,“ versetzte Martigue in demselben Tone; „aber wir Beide, Herr von Montpensier und ich, sind um Euch im Strette. Er will Euch jedenfalls hier behalten bis zu gänzlicher Genesung, wills versuchen Euch vom Calvinismus zu curiren, oder wenigstens Euch zu lehren, wie Ihr dem Könige auf andere Weise dienen möget, als indem Ihr Euch mit seinen Truppen herumhanet und seinen Unterthanen die Kehlen abschneidest. Ich dagegen möcht' Euch augenblicklich gegen Ranzlon freilassen, damit wir heute oder morgen jedenfalls recht bald Gelegenheit hätten, unsere Arme mit einander zu messen. De

bis jetzt sind wir noch nicht dazu gekommen, da Ihr Euch diesen Morgen auf so schätzbare Weise durch Zusammenschließen meines Pferdes davon gemacht.“

„Ich hatte wirklich keine andere Wahl,“ erwiderte ich, „sonst wäre gewiß nicht geschehen. Ich stand mitten unter Euren Leuten, und hätte ich diesen Augenblick nicht zur Flucht benützt, müßt' ich mich ihnen ergeben, selbst wenn ich die Oberhand über Euch gewonnen hätte. Jedenfalls machte ich es nachher wieder gut.“

„Wie? im Dorfe?“ rief Martigne. „O, da kam ich Euch nie auf den Hals.“

„Nein,“ entgegnete ich, „aber nach dem unglücklichen Handgemenge nahm ich mir vor, mich, wenn ich es anders ausführen könnte, keinem Andern zu ergeben als Euch, und so blieb ich ganz stille liegen, während zwanzig und mehr an mir vorübergingen, bis ich Euch kommen sah.“

„Bei Gott, da hätte es Euch noch schlimmer ergehen können!“ rief Martigne. „Hätte Euch Montluc getroffen, ein Pistolenschuß müßt' Euch von allen Leiden erlöst haben. Nebenbei gesagt, es war recht klug von Euch, Herr von Montpensier, daß Ihr Montluc gegen Cognac schicktet. Unter Gott! was möchte geschehen seyn, wenn diese Nacht er Monsieur's Ohrgehabt hätte, statt so ruhiger Leute wie wir!“

„Die Straßen von Jarnac wären im Blute geschwommen,“ sagte der Herzog. „Ihr aber, Herr von Gerons, seyd nun gerettet und ich muß Euch sagen, daß Herr von Martigne Euer Lösegeld von mir anzunehmen eingewilligt hat. Und so wäret Ihr denn mein Gefangener. Auch glaube

ich Euch meines Sohnes Freund nennen zu dürfen und deshalb möchte ich Euch bitten, einige Wochen bei uns zu bleiben. Ich habe nämlich guten Grund, zu glauben, daß die öffentlichen Angelegenheiten in Kurzem eine friedlichere Gestalt annehmen und daß die Zwistigkeiten, welche gegenwärtig Frankreich verheeren, auch ohne Eure fernere Theilnahme zu einem baldigen Ende gebracht werden mögen.“

Mir blieb keine andere Wahl, als zu gehorchen, denn ich konnte sie natürlich nicht zwingen, mich gegen ihren Willen in Freiheit zu setzen. Auch wußte ich, daß mich meine Wunden für die nächste Zeit zum Dienste unfähig machten und die Gefangenschaft that mir deshalb weniger leid.

Nach Erledigung dieses Punkts sagte mir der Herzog, daß er nächsten Morgen eine Flagge ins Lager des Admirals zu schicken beabsichtige. Hätte ich irgend Lust, mit meinen Freunden zu communiciren, so könnte ich diese Gelegenheit benützen, namentlich die geeigneten Befehle wegen meines Gepäcks und meiner Leute geben. Die Nachricht war mir aus mehrfachen Gründen sehr angenehm, besonders deshalb, weil ich dadurch erfuhr, daß dem Admiral die Rettung eines großen Theils der Armee und der Bagage gelungen war.

Ich benutzte das Erbieten zu folgenden Anordnungen: Moric Endem sollte den Befehl über die Truppen bis zu meiner Rückkehr führen und alsbald drei Pferde mit zwei Stallungen an mich abgehen lassen. Die kleine Kiste, in welcher sich die Ranzion des Herrn von Versay mit meiner übrigen Baarschaft befand, sollte er zum Admiral tragen und diesen um deren Verfaugung bitten. Tausend Kronen sollte

unter meine Leute vertheilt, tausend weitere an mich abschickt, der Rest aber von dem Admiral für mich aufgeholt werden, bis die Katholischen mir die Ranzionirung gestatten. All dieß schrieb ich auf des Herzogs Verlangen an der Stelle nieder, da der Vöte am andern Morgen bei Zell abgehen wollte, und noch war ich nicht damit zu Ende, denn es kostete mich Mühe, mit der Linken zu schreiben, als ein Tafelbedienter meldete, daß das Mahl bereit sey.

„Ihr seht blaß und angegriffen, Herr von Gerond“, sagte der Herzog. „Heute Abend habe ich meine hohen Offiziere zu Gast, erweist uns die Güte und nehmt einige Erfrischungen ein, dann mögt Ihr Euch auf Euer Zimmer begeben und mein eigener Wundarzt soll Euch behandeln, denn ich sehe, Ihr seyd nicht ohne Verletzungen.“

Mit diesen Worten verließ er mich. Ich endigte mein Schreiben, adressirte es an Moric Endem mit dem kurz Befehl, falls er sich nicht fände, es unmittelbar dem Admiral zu übergeben. Dann folgte ich ins Speisezimmer, wo der Herzog mit einer Anzahl ausgezeichneten Offiziere bereits an der Tafel Platz genommen hatte. Mir war ein Sitz vorbehalten, und ich muß gestehen, daß ich in meinem Leben nie mit mehr Güte und Artigkeit behandelt wurde als an der Tafel des Herzogs von Montpensier, obwohl ich nichts weiter war als ein armer Gefangener.

Beide, der Herzog und der Prinz, drangen in mich, etwas Speise zu mir zu nehmen, allein die Wunde am Arm hatte mich den ganzen Abend heftig geschmerzt, die Schulter war entzündet, ich fühlte mich zererschlagen, fieberhaft

krank, ermüdet und beständig schwammen mir undeutliche Bilder all der schrecklichen Scenen und Ereignisse, die ich heute mit angesehen, vor Augen. Man kann sich denken, daß mir schon der Anblick des Essens übel machte, ja mit jedem Augenblick fühlte ich meine Schwäche zunehmen. Ich sah, wie der Prinz von Auvergne von Zeit zu Zeit die Augen auf mich richtete und als ihm ein besonders ausgesuchter Wein vorgesetzt ward, befahl er dem Diener, mir die Flasche zu bringen. Ich hielt den Becher hin, in der Hoffnung, der Wein würde mich stärken, indem ich aber dabei den Kopf etwas schnell umwandte, schien alles im Zimmer an mir vorüber zu tanzen und ich fiel ohnmächtig zu Boden.

Beim Erwachen fand ich mich zu Bette in einem bequemen Zimmer, neben mir stand ein Herr, dessen Anzug den Wundarzt ankündigte, mit zwei oder drei Dienern. Ich kann mich aber an diesen Zustand nur sehr unklar erinnern, denn ich befand mich die ganze Nacht über so ziemlich im Delirium und so wie der Schlaf meine Augen schloß, flogen die wilden, verworrenen Bilder der Schlacht und ihrer Folgen von der geistigen Sehkraft in die Höhe. Bald befand ich mich mitten in den feindlichen Reihen, Mann gegen Mann mit Martigue kämpfend, dann verwandelte sich dieser plötzlich in den Prinzen von Condé und durch eine seltsame Verwirrung der Phantasie ward ich Montesquieu, und war im Begriff, Jenen neben dem Gebüsch zu erschießen, unwissentlich zu der That getrieben, so sehr ich mich selbst deshalb haßte und anfeindete. Plötzlich schien mich eine kräftige Hand zu fassen und ich sah mich gefangen, dann er

blühte ich wieder den tapfern Condé, wie er vor dem letzten fatalen Angriff zu Pferde hielt, die Hand erhebend gegen das weiße Banner zu seinen Häupten, und die letzten, ahnungsvollen, denkwürdigen Worte zu seiner Umgebung sprechend.

In solchen wilden Visionen brachte ich die Nacht zu, erst ein paar Stunden vor Tagesanbruch fiel ich in einen ruhigen Schlummer und beim Erwachen im ersten Stadium der Dämmerung fand ich den Prinzen von Auvergne an meinem Bette sitzen, wie er gerade einem der Wärter leise zuflüsterte.

„Ah, Ihr seyd, gnädiger Herr,“ sagte ich, mich gegen ihn wendend.

„Ja, Herr von Gerons,“ erwiderte er, „ich möchte Euch nicht wecken, weil mir der Wärter sagt, Ihr hättet eine schlimme Nacht gehabt. Da Ihr nun aber wach seyd, mag ich Euch wohl fragen, ob ich diesen Morgen Etwas für Euch thun kann. Ich gehe nämlich mit den andern Offizieren auf das Schlachtfeld, um mich nach dem beiderseitigen Verlust zu erkundigen und für die Verwundeten und Todten die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Ich fürchte, Ihr mögt, wie die Meisten von uns, irgend einen Freund brauchen haben.“

„Mehrere, daran zweifel' ich nicht, gnädiger Herr,“ war meine Antwort, „natürlich aber muß ich für meine eigene Mannschaft zunächst sorgen. Sollten sich Leute von meinem Freikorps unter den Verwundeten oder Gefangenen befinden, so hoff' ich, Ihr laßt ihnen um meinetwillen eine gütliche Behandlung widerfahren. Namentlich bin ich um

Nachrichten sehr bekümmert wegen eines braven Burfschen. Er heißt Andriot und folgte mir aufs Schlachtfeld, nicht als Wundbarne, sondern in der Eigenschaft eines Dieners. Er fiel am Abhange des Hügels, eine halbe Meile von Triac, vor der Fronte von Herrn von Briffacs Arquebustieren.“

„Gewiß will ich mich nach ihm erkundigen,“ erwiderte der Prinz, „und auch nach den Andern, und gleich nach meiner Zurückkunft sollt Ihr Bescheid bekommen. Bis dahin aber mag es wohl spät werden und wie ich höre, gab der Wundarzt strengen Befehl, daß Ihr vorläufig das Bett unter keinem Vorwand verlassen dürft.“

Ich wäre gern aufgestanden, aber der Prinz bestand so fest darauf, daß ich den Anordnungen des Wundarzts buchstäblich zu folgen hätte, daß ich es ihm versprach und bald sollte ich erkennen, wie zweckmäßig es war, der bessern Einsicht eines Dritten nachgegeben zu haben.

Nachdem ich eine Stunde oder etwas mehr allein geblieben, zwar mit peinlichen Gedanken aber doch weit ruhiger als den vorigen Abend, wiegten mich Schwäche und Erschöpfung wieder ein. Dießmal hatte mein Schlaf einen sanftern, wohlthätigern Charakter und ich erfreute mich selner den ganzen Tag über bis Abend gegen vier.

Endlich wachte ich auf. Auch jetzt fand ich einen Diener neben mir, mit dem ich mich einige Zeit über die Tagesgerichte unterhielt. Zu meinem nicht geringen Vergnügen erfuhr ich, daß eine starke Abtheilung Protestanten Cognac besetzt hielt, während der Rest der Armee seinen Rückzug in vollkommener Sicherheit bis zur Stadt Salntes bewerkstelligte.

James. Heinrich von Condé. III.

ligt hatte. Auch sollten nur Wenige gefangen worden sey-
namentlich war die ganze Bagage der protestantischen Arm-
gerettet. Uebrigens rechnete der Diener zuversichtlich a-
einen morgenden Angriff auf Cognac, er hielt die pro-
stantische Sache für völlig ruinirt und verloren, dagegen
hob er die Tugenden, die Kriegeskunst, den Muth des H-
zogs von Anjou in die Wollen. Gingetank der Warnung v-
vorigen Abend that ich keine Ueberrede, nur erlaubte ich m-
mehrere Fragen, denen eine willige Antwort zu Theil wur-

In Mitten unserer Unterhaltung hörte ich drauß
ziemlich unregelmäßige Fußtritte, allen Anzeichen nach v-
einer gelähmten, meinem Gemach sich nähernden Person h-
rührend. Und wirklich humpelte ein paar Sekunden spä-
zu meiner großen Freude der arme Andriot auf einen St-
gestützt zur Thüre herein. Wie es schien, hatte diesel-
Kugel, die ihm das Pferd tödtete, ihn am Beine verwund-
Obwohl nichts weniger als feige, vielmehr nach meinem V-
fürhalten einer Erschütterung der Nerven in jeder Bez-
hung gänzlich unfähig, mied der gute Bursche doch von d-
sem Augenblick an jegliche Scene des Kampfs, indem er s-
entschieden dahin aussprach, daß Wunden am Beine in k-
ner Weise etwas Angenehmes wären.

Spät am Abend besuchte mich noch der Prinz d'A-
vergne, den andern Tag durfte ich aufstehen und konnte ei-
Stunde in der Frühe bei dem Herzoge von Montpensier z-
bringen. Dieser und sein Sohn erwiesen mir die zuv-
kommenste Güte, aber von Zulassung der Ranzion ver-
sete kein Wortchen und ich bemerkte, daß der Gegen-

sorgfältig vermieden ward. Abends kamen die bestellten Jungen mit den Pferden und dem Gelde benebst einem Briefe Moric Endems, der wortgetreu also lautete:

„Gnädiger Herr!

Noch nie sah ich Einen sich im Handgemenge mehr auszeichnen als Ihr gestern thatet und das mag Euch trösten über Eure Gefangenschaft und über die Nothwendigkeit der Bezahlung eines Lösegelds, welches letztere freilich das Unersreulichste ist, was einem fahrenden Ritter begegnen kann. Wohl möchte es im Ganzen genommen einem Mann von Eurer Gesinnung lieber gewesen seyn, an der Seite unseres tapfern Prinzen zu fallen, wenigstens hab' ich öfter Edelleute, das heißt junge Edelleute, dergleichen Zeug schwagen hören. Indessen konnte ich mich nie zu einer solchen Höhe versteigen, vielmehr hielt' ich es immer mit dem Sprichwort, daß ein lebender Esel ein gut Theil besser ist denn ein toter Löwe. Daher zweifle ich auch nicht im Geringsten, daß Ihr Euch in kurzer Zeit recht behaglich fühlen mögt in dem Gedanken, noch zu leben, um so mehr, als Ihr dabei den Vortheil habt, Euch ein andermal, falls Euch die Lust anwandelt, tödten lassen zu können.“

„Mittlerweile will ich mein Bestes thun, die Truppe nach Eurem Vorbild zu commandiren und ich hoffe, Euch bei Eurer Zurückkunft Rechenschaft geben zu können über eine reiche Beute. In dieser Beziehung sind die Feinde weniger glücklich als wir, und Ihr werdet nicht ungern vernehmen, daß alle unsere Bagage gerettet ist. Nach Eurem Befehl habe ich die Risse dem Admiral eingehändigt, w

Die tausend Kronen unter die Leute vertheilt. Sie sind Euch sehr dankbar dafür und ich send' Euch die andern tausend Kronen deren Ihr bedürftig seyd, benebst der Quittung des Admirals für den Rest. Dieser beträgt dreitausend siebenhundert sechzig Sonnenkronen, zwei Tourer Liores, sechs Sous, zwei Pfennig. Ungern thue ich Euch zu wissen, daß wir nicht weniger als dreizehn Mann verloren haben, wovon neun getödtet oder kampfunfähig wurden vor Eurem Abgang von dem Hügel. Den armen Moriton schleppten wir mit fort, aber er starb letzte Nacht an einem gar possirlichen Doppelschuß. Zwei Arquebusiere trafen ihn nämlich in demselben Augenblicke und wie es scheint hart an derselben Stelle, so daß sie sich berührten, denn die Wunde war lange und gleich aufs Haar einem Schloßfelloche. Den Kürass des armen Burschen hab' ich der Merkwürdigkeit wegen für mich behalten; denn es mag Einer manchen Tag erleben, bis er ein solches Wunder sieht. Ich für meinen Theil verlor das rechte Ohrläppchen, freilich kein sonderlich großer Verlust, denn nun gleicht es dem linken, das mir vor mehreren Jahren gestugt ward von einem tollen Gesellen Namens Chleot. Unten folgt die Liste der Todten und Verwundeten. Ich bin

Euer gehorsamer Diener

Moric Endem.“

Der naive Epistel lag eine kurze Note des Admirals bei. Er anerkannte den Empfang des Gelds und that mir zu wissen, daß er zwar fürs Erste die Befreiung der ältern, erfahrenern Offiziere bewirken müßte, mich aber gewiß nicht

vergesen würde, wann die Reihe an mich käme. Natürlich war dieß eine bloße Lebensart und ich erwartete auch nicht, daß der Admiral je wieder dieser Sache gedenken würde, und so sollte es sich auch wirklich erweisen.

Mit Einbruch der Nacht kam der Herzog von Montpensier nach Jarnac zurück, und wie ich wohl sah, sehr übelgelaunt und nachdenklich. Nach der Tafel war er etwas heisterer und nun blieb mir aus seinen Aeußerungen unverborgen, daß die Bemühungen der Katholischen vor Cognac auf jedem Punkt mit Erfolg abgeschlagen und ihre Armee zum Rückzug genöthigt war. Einige Tage später trat der Herzog eines Morgens in mein Zimmer und sagte: „Herr von Gerons, ich muß auf einige Zeit Abschied von Euch nehmen. Die Armee ist im Abmarsch begriffen, der Wundarzt hält eine so schnelle Bewegung nicht rathlich für Euch, daher wünsch' ich, daß Ihr Euch in kleinen Stationen nach meinem Hause zu Champigny begeben mögt, wohin auch ein Theil meiner Dienerschaft abgeht. Ihr findet dort jede Bequemlichkeit. Ich habe bereits schriftliche Befehle gegeben zu Eurer Aufnahme und Ihr habt wohl nicht vergessen, daß ich Euer Ehrenwort besitze.“

„Ihr habt nach Gutdünken zu befehlen, gnädiger Herr,“ erwiderte ich, „aber ich hoffe, Ihr habt die Gnade und bestimmt in Wälbe mein Lösegeld und laßt mich frei.“

Der Herzog sah mich äußerst gütig an und versetzte: „glaubt mir, Herr von Gerons, Eure Interessen liegen mir sehr am Herzen. Wir, mein Sohn und ich, gehören nicht zu Denen, die ihre Reigung nur halb geben. Ich bin“

ihm zu Rathe gegangen, sowie mit einigen Edelleuten, von deren Ansicht ich eine hohe Meinung habe, und sie stimmen mir bei, daß es wohl das Beste wäre, ich behielte Euch als Gefangenen, wozu ich das unzweifelhafte Recht habe, freilich als Gefangenen im weiten Sinne des Werts. Jedenfalls meinen sie, wäre dieß räthlicher, als Euch die begonnene Laufbahn fortsetzen zu lassen, eine allerdings rühmliche Bahn in militärischer Beziehung, auf der Ihr Euch aber bemerklich macht durch entschiedene Rebellion und Widersetzlichkeit gegen die königliche Gewalt, so daß Ihr Euch auf immer ausschließt von der königlichen Gnade. Hier, Herr von Gerons, ist meine Hand. Glaubt mir, ich wünsche Euer Bestes."

Ich ergriff seine Hand ehrerbietig, fast dürft' ich sagen mit Liebe und erwiderte: „Eure gute Meinung, gnädiger Herr, ist für mich von unschätzbarem Werthe, aber verzeiht, wenn ich Eure Zeit noch für ein paar Worte in Anspruch nehme. Bei Euren Berechnungen zu meinen Gunsten sind gewisse Zustände außer Acht gelassen, die Euch freilich nicht bekannt seyn können. Wißt Ihr zum Beispiel, gnädiger Herr, daß all mein irdisches Glück in meinem Schwerte liegt? daß es für mich absolute Nothwendigkeit ist, mich auszuzeichnen, mir durch Kriegsdienste einen Namen zu erwerben? Natürlich ist es mir unmöglich gegen meine Glaubensbrüder zu kämpfen, folglich steht mir nur Ein Waffenselo offen, das der protestantischen Sacke."

„Aber die Herrschaft Gerons?" fragte der Herzog mit forschendem Blicke. „Erinnere ich mich doch des ichbaren

Besizthums, wenn mich nicht Alles trägt, in den Händen Eures Vaters."

"Ach! gnädiger Herr," erwiderte ich, "das Gut Gerons hat mir niemals zugehört. Mein Vater war im Drange der damaligen Zeiten genöthigt die ganze Herrschaft zu verkaufen mit Ausnahme einer einzigen Ruthe Landes, die er behielt, um den Namen auf seinen Sohn bringen zu können. Alles Uebrige kaufte sein glücklicherer Vetter, der Baron von Blancford, der es bis auf diesen Tag besitzt. So wohlwollend daher Eure Gesinnungen seyn mögen, gnädiger Herr, wenn Ihr mich als Gefangenen zurückbehaltet, benehmt Ihr mir doch jede Gelegenheit mein Glück zu fördern durch den Ruf meines Namens. Erlaubt mir noch mit einem Worte beizufügen, daß das stärkste aller Motive mich veranlaßt, den Weg zur Höhe möglichst bald zurückzulegen."

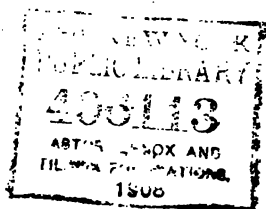
"Wie, Liebe?" fragte der Herzog, indem er die Hand auf meine Schulter legte und mich lächelnd ansah. "Nein, verhehlt es nicht länger. Ich kann mich in Eure Lage denken, Herr von Gerons. Aber laßt mich einen Augenblick nachdenken." Und er beobachtete mehrere Minuten lang ein tiefes Schweigen.

"Ich hatte mir allerdings Eure Lage ganz anders gebacht," fuhr er endlich fort, "jedemfalls aber ist der ganze Unterschied, daß wir auf einmal thun wollen, was wir zuletzt doch immer zu thun beabsichtigten."

"Mich in Freiheit setzen, hoff' ich, gnädiger Herr?" erwiderte ich.

„Nein,“ sagte er lachend, „nein; die Ursache Eures Wunsches ist für uns nur noch ein stärkeres Motiv, Euch zu behalten. Franz soll über all dieß mit Euch reden. Ihr beginnt morgen Euren ersten Tagmarsch mit ihm, und ver-
 geht nicht, ehe wir uns trennen verlange ich von Euch nur
 Eines: In Champigny angekommen sorgt Ihr möglichst
 Euren Namen zu verbergen, zieht Euch von den Leuten zu-
 rück, soviel es sich nur immer thun läßt. Ich spreche das
 über noch mit d'Auvergne, er wird Euch Alles genauer sa-
 gen. Auf meinem heutigen Marsch begleitet er mich zehn
 Stunden weit, dann kommt er zurück. Schenkt Allem, was
 er Euch von mir sagt, Vertrauen, als wären's meine eige-
 nen Worte.“ Mit diesen Worten verließ er mich. Aller-
 dings wußte ich das Glück zu schätzen über den Gewinn ei-
 nes solchen Freundes, aber dennoch war ich nicht wenig be-
 kümmert und traurig bei der Aussicht auf eine längere Ge-
 sangenschaft in der melancholischen Nähe von Saumur, wo-
 hin, wie ich fürchtete, mich der Herzog senden würde.





G. P. N. James'
R o m a n e,

in
deutschen Uebersetzungen

herausgegeben

von

F. Motter und G. Pfizer.

—36—

Achtzigstes Bändchen.

—36—

Stuttgart.

Verlag der J. B. Mehlert'schen Buchhandlung.

1843.

Heinrich von Cerons.

Roman

von

G. P. R. James,

Berfaffer des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell &c.

Aus dem Englifchen.

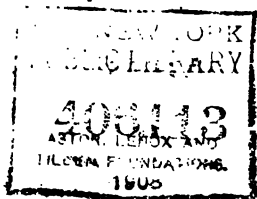
Viertes Bändchen.

—36—

Stuttgart.

Verlag der J. B. Meßler'schen Buchhandlung.

1843.



Achtzehntes Kapitel.

Vom Fenster des herzoglichen Quartiers sah ich den Abzug einer starken Heerabtheilung aus Jarnac mit an. Die fröhlichen, schimmernden Reihen der königlichen Armee nahmen sich freilich ganz anders aus, als die armen Hugenotten-Schaaren, selbst in ihrem leidlichsten Zustande. Der junge Prinz d'Auvergne ließ nichts von sich blicken bis zur Abendtafel, wo er, umgeben von seinen Offizieren, nur Gelegenheit hatte, mir in wenig Worten zu sagen, daß ich nächsten Morgen eine Stunde vor Sonnenaufgang zur Abreise bereit seyn möchte. Obgleich einige Personen höheren Rangs dem Prinzen bei der Tafel näher saßen, als ich, darunter einige alte, sehr vertraute Freunde, so hatte doch der kleine Vorfall auf dem Rückzuge von Loudun, meine Gefangenschaft, die mehrmaligen Besorgnisse und Bemühungen des Prinzen um mein Leben eine tiefere Sympathie, eine innigere Theilnahme zwischen uns Beiden erzeugt, als zwischen ihm und irgend Jemand seiner eigenen Partei bestehen mochte. Er wendete sich stets mit so gütigem,

merklichem, theilnehmendem Tone zu mir, daß jeder in dieses Verhältniß nicht eingeweihte Dritte unwillkürlich mich ins Auge faßte, zu sehen, wem diese ausgezeichnete Behandlung zu Theil werde.

Am andern Morgen verließ ich, zur Abreise gerüstet, schon vor der bestimmten Zeit mein Zimmer. Im Hofe erfuhr ich, daß sich der Prinz ins Quartier des Herzogs von Anjou begeben. Derjenige Theil seines Gefolges, welcher nach Combrigny bestimmt war, wartete mit seinen und meinen Pferden am Portal, bereit, sich den abziehenden Truppen an der geeigneten Stelle anzuschließen. Ihrem Beispiet folgend, stellte auch ich mich neben mein Pferd, während sich die Diener des Herzogs und meine eigenen Leute ehrerbietig in einiger Entfernung hielten. Plötzlich rüpfte mich Jemand am Mantel, ich lehnte mich um, sah mir einen Brief in die Hand gedrückt, und erblickte eines der schönsten Mädchen, die ich je gesehen, mit Zügen die mir nicht ganz fremd schienen. Inzwischen war mir die Handschrift noch weit bekannter, sie kam von Luit von Blancford, und in eiligster Hast wollte ich das Siegel brechen, als mich das Mädchen wieder am Mantel rüpfte und mir mit den großen, dunkeln Augen ins Gesicht blinkend zuflüsterte: „Pä! gnädiger Herr, Pä! wollt Ihr uns gefällig seyn?“

Sie schien dreizehn bis vierzehn Jahre zu haben, in keinem Falle mehr. Ich sah ihr einige Augenblicke ins Gesicht, indem ich mich zu entsinnen suchte, wo ich sie schon

gesehen und sagte: „Und wie kann ich Dir gefällig seyn, gutes Kind? Wie heißt Du?“

„So erinnert Ihr Euch meiner nicht mehr?“ erwiderte sie; „mein Name ist Miriam Ahar.“

„Ah, nun entsinne ich mich.“ war meine Antwort; „aber sag' mir, was kann ich für Dich thun, schönes Kind? gewiß thue ich es mit Freuden.“ Bei diesen Worten mochte sich der Ausdruck des Vergnügens auf meinem Gesicht abspiegeln, was ein Lächeln auf den schönen Lippen des Mädchens hervorrief.

„Ich wußte, Ihr würdet Euch freundlich erweisen,“ erwiderte sie, „und Ihr könnt uns allerdings helfen. Mein Vater befindet sich in dem Hause dort mit einigen reichen Waaren. Er ist angewiesen der Armee mit der Artilleriegarde nachzukommen, die Abends vier abzieht. Nun hat er von einem hiesigen guten Freunde erfahren, daß sechs von den Vielen, die bei den Armeen sich übler Thaten schuldig machen, es auf ihn abgesehen haben. Ihr wißt wohl selbst, was einem Juden zu widerfahren pflegt, wenn er mit der Nachhut einer Armee reist.“

„Das weiß ich wirklich nicht,“ versetzte ich, „noch nie hört' ich, daß ihnen Ungebühr zu widerfahren pflege.“

„Ja wohl, wer hört von dergleichen, als ihre eigenen Glaubensgenossen?“ sagte sie. „Wer achtet darauf wenn der Leichnam eines ermordeten Juden, ausgeplündert, an der Heerstraße gefunden wird! Und was wird aus seinen Angehörigen, die sich bei ihm befinden? Sie stehen wenn sie anders dürfen, oder sie werden auch wohl getödtet, das

ke nicht Zeugniß ablegen können, und die Uebrigen schweigen aus Furcht, und die Mörder gehen bereichert davon.“

Es ließ sich an der Behauptung des Mädchens nicht im Geringsten zweifeln; aber schwer war zu sagen, wie da zu helfen wäre.

„Armes Kind,“ sagte ich, „was kann ich für Euch thun? Bin ich doch selbst ein Gefangener und überdies verwundet. Aber könnt Ihr mir Mittel und Wege an die Hand geben für Euch thätig zu seyn, will ich die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, denn wohl erinnere ich mich wie Ihr Euch vor Zeiten wohlgefinnt gegen mich erwiesen.“

„O, Ihr könnt Viel für uns thun,“ sagte sie. „Wir erfuhren, daß Ihr gefangen wäret, denn wir waren im protestantischen Lager und fragten nach Euch. Und dennoch könnt Ihr viel für uns thun, denn man nennt Euch hier den Liebling eines der katholischen Großen, und gerade nur Die können uns schützen, welche uns gerne verschlängen. Erwirkt uns nur die Erlaubniß, uns in dieser Stunde in Eurem Gefolge dem Hauptkorps anzuschließen, und gebt uns einen der Eurigen zum Begleiter, und wir sind gerettet; wo nicht, sind wir Alle verloren.“

„Ich will mein Bestes für Euch thun, Miriam,“ erwiderte ich. „Hier kommt der Prinz, ich will mit ihm sprechen. Stellt Euch neben mich und entfernt Euch nicht. Gnädiger Herr,“ sagte ich, „hier habe ich eine Bittende. Sie und ihr Vater erwiesen sich mir sehr gütig vor einiger Zeit. Sie sind zwei Juden, aber ohne ihre Hülfe hätte ich überall nicht im Felde erscheinen können. Nun ist ihnen

anbefohlen mit der Nachhut aufzubrechen, aber Ihr wißt was einem Juden sicher bevorsteht auf einem theilweisen Nachmarsch unter den Nachzüglern des Heers."

"So mögen sie uns folgen, wenn sie zum Abmarsch bereit sind," erwiderte der Prinz augenscheinlich in Eile. "Einer Eurer Leute mag sie eskortiren, de Ceroné."

"Aber gebt ihnen eine Art Sauvegarde, gnädiger Herr," sagte ich; "ein Paar Zellen von Eurer Hand."

"Arnon, Dinte und Feder!" rief der Prinz in demselben hastigen Tone; dann riß er ein Blatt aus seiner Schreibtisch und begann zu schreiben: "Man lasse passiren — Wie ist der Name?"

"Salomon Ahar," erwiderte ich.

"Aha, Salomon Ahar, der spitzbübische Wucherer!" sagte er, "von dem habe ich gehört. Nun, gleichwohl —" und er schrieb weiter: "Man lasse passiren den Salomon Ahar, seine Leute und Pferde mit dem Gepäcke Franzens von Auvergne" — "Hier," fuhr er fort, "das Ungeziefer wird freilich meiner Brgage keinen großen Kredit bringen, de Ceroné. Aber da Ihr es so wünscht, mag es seyn." Und indem er so sprach betrachtete er die ausgesucht schöne Gestalt, die wunderbaren Formen der armen Miriam mit einer Gleichgültigkeit, als wäre sie eine gesprenkelte Kröte gewesen. Was thut nicht Vorurtheil!

"Ich bin im Augenblick zurück, de Ceroné," setzte er hinzu, "dann wollen wir uns mit dem Regiment vereinigen."

Nun eilte er nach dem innern Hofraume und ich gab das Papier dem Mädchen mit den Worten: "da, Miriam James. Heinrich von Ceroné. IV."

das ist Alles, was ich für Euch thun kann. Andriot, begleite sie, und nimm einen der Bursche mit, ich bedarf blos eines Einzigen. Sorge, daß ihnen nichts geschieht, und laufe nach dem Marsche wieder zu mir.“ Miriam nahm das Papier und küßte mir statt aller Antwort die Hand. Dann eilte sie mit solcher Schnelle voran, daß Andriot, allem Anschein nach nichts weniger als abgeneigt das hübsche Judenmädchen zu begleiten, kaum Zeit hatte sich aufs Pferd zu werfen. In Kurzem war sie unter dem Thorweg eines Hauses weiter oben in der Straße verschwunden.

Bald darauf kam Prinz d'Auvergne wieder zum Vorschein. Ich folgte ihm in den Schlosspark, wo sein Regiment mit einigen andern aufgestellt war, und sah mich augenblicklich mitten in dem Marschgelärme einer starken Armee. Einige Zeit folgten sich Befehle und Gegenbefehle, überhaupt Anordnungen aller Art in solcher Schnelle, daß der Prinz keine Zeit hatte mit mir zu sprechen. Nach Verlauf einer Stunde jedoch kam Alles ins gewohnte Geleise, und da kein Angriff zu besorgen war, überließ der Prinz die Führung des Regiments seinen Untergebenen. Nachdem er sich auf die artigste Weise von einigen vornehmen Herrn loszumachen gewußt, die die Ehre seiner unmittelbaren Umgebung für sich in Anspruch zu nehmen geneigt schienen, war er auf einmal an meiner Seite. Er eröffnete die Unterhaltung mit demselben Gegenstande, über den sich sein Vater schon den Abend zuvor gegen mich geäußert hatte.

„Mein Vater,“ begann er, „war gestern so pressed, daß

ich nicht gewiß weiß, ob er Euch unser Vorhaben schon mitgetheilt hat?"

Ich erwiderte, das sey allerdings nicht der Fall gewesen, vielmehr habe mich sein Vater an ihn verwiesen, und fügte bei: „Ihr wißt, Herr von Auvergne, wie peinlich eine Verlängerung der Gefangenschaft für mich seyn muß, und ich hoffe, es ist Eures Vaters Absicht meine Ranzion anzunehmen.“

Ich war im Begriff, meine dem Vater Tags zuvor gehaltene Standrede zu wiederholen, als er mich lächelnd unterbrach mit den Worten: „Ihr braucht mir Eure Gründe nicht zu sagen, de Cérons; trotz meines jugendlichen Aeußern bin ich alt genug, schon gefühlt zu haben, und obwohl älter als ich Euch scheinen mag, bin ich doch nicht zu alt, um gewisse Gefühle vergessen zu haben, wie ich sie bei einem gewissen Abschied zwischen einer gewissen Dame und ihrem Getreuen zu beobachten Gelegenheit hatte. Euer Geheimniß wurde wohl bewahrt von meinem Vater und mir, und Euer saurer Vetter Blancford ward von unserer Seite nichts davon inne. Aber mit Eurer Freilassung habe ich nicht das Geringste zu thun, nur weiß ich soviel mit Gewißheit, daß Euch mein Vater vorzüglich deshalb nach Champigny sendet, damit Ihr Eurer schönen Dame nahe seyd und durch verlängerte Gefangenschaft nicht die Gelegenheit verliert, in ihrer und ihres Vaters Gunst Fortschritte zu machen.“

„Guter Gott!“ rief ich aus: „ich ließ mir nicht träumen, daß der Baron sich nach Saumur begeben würde.“

„Da seyb Ihr in einem großen Irrthum,“ sagte der Prinz. „Mein Vater meinte nicht Champigné-le-Sec, das wäre freilich eine ziemlich trockene Residenz für Euch gewesen, sondern Champigny bei Paris, wo wir Güter haben, und ein altes Schloß, in das wir Alle vernarrt sind. Aber ich muß wiederholen, es liegt nicht in meiner Macht, auf meines Vaters Entschluß hinsichtlich Eurer Gefangenschaft einzuwirken. Uebrigens kann ich nicht läugnen, daß auch ich es fürs Beste halte, wenn wir es beim Alten belassen, jedenfalls habe ich hierin nicht die geringste Autorität. Ich spielte auf etwas ganz Anderes an. Vorgestern auf unserem Ritte nach Cognac kamen wir, mein Vater und ich, auf Euch zu sprechen, und zum Andenken des Tags, an dem wir, Ihr und ich, zuerst einander begegneten, beschloßen wir Euch ein kleines Nachtgut zu schenken, das wir vor Kurzem käuflich an uns gebracht, in der Absicht es einem alten Bekannten zu überlassen. Dieser aber ward unglücklicherweise im ersten Scharmügel dieses Feldzugs getödtet. Es sitzt hart an unser Gut zu Champigny, und trägt den Namen des Gefallenen, weshalb wir es auch für ihn bestimmt hatten. Dieser Name ist Les Bois! Wir hatten bereits für die gehörige Einrichtung gesorgt, und in diesem Zustand befindet es sich noch. Das alte Schloß, obwohl etwas klein, ist, wie Euch nicht entgehen wird, ein so angenehmer Ruheßiß als man sich einen nach den Mäßen des Kriegs nur wünschen könnte. Wir haben es tapeziren und *durchgängig im neuesten Geschmack einrichten lassen, die jährliche Rente mag sich auf fünftausend Livres belaufen.*“

„Ach, gnädiger Herr, erwähnt dergleichen Dinge nicht gegen mich,“ rief ich. „Obgleich unsere gegenseitige Stellung mir wohl erlauben möchte von Eurer Güte Gebrauch zu machen, hab' ich doch nicht den geringsten Anspruch auf ein solches Geschenk.“

„Und warum nicht, de Gerons, warum nicht?“ erwiderte der Prinz. „Erinnert Euch doch nur der Umstände, unter denen es Euch angeboten wird. Hättet Ihr bei Gelegenheit des Rückzugs von Loudun mich tödten wollen, es wäre in Eurer Macht gestanden, aber dazu wart Ihr freiwillig zu edel. Ebenso hättet Ihr mich gefangen nehmen können, aber das Wahre an der Sache ist, Ihr hiellet mich für einen bloßen Knaben, und ließt mich entweichen. Ich habe ganz und gar nichts dagegen einzuwenden, Euch ferner verpflichtet zu bleiben, ja selbst bei Auerbietung des kleinen Geschenks sind wir, mein Vater und ich, noch immer in Eurer Schuld. Ihr vergeßt was die Ranzion des Prinzen von Auvergne betragen haben würde, ich aber weiß die Summe, falls Moniluc sie festzusetzen hätte. Sicher nicht weniger als fünfzigtausend Genriod'or, oder hunderttausend Sonnenkronen. Das fragliche Gut kostet in Allem kaum den dritten Theil, daher lieber Freund, falls ich mich auf kaufmännische Weise ausdrücken darf, kommt noch immer ein großer Theil des Lösegelds auf den Saldo der Dankbarkeit. Die Urkunden hat mir mein Vater zugestellt, um sie Euch einzuhändigen, und können wir anders fünf Stunden in der Runde von dem nächsten Standlager einen Notar auf-

treiben, sollen sie sich diese Nacht noch in Eurem Besiz befinden.“

Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen ich dem Prinzen zuhörte. Der Ton seiner Sprache, sein ganzes Benehmen; sein Blick boten mir keine Gelegenheit das Geschenk mit Anstand abzulehnen, wäre ich auch dazu geneigt gewesen. Betrachtete ich aber das Geschenk und bedachte ich noch weiter, daß das so großmüthig Angebotene nur die Basis meines künftigen Glückes seyn mochte, so fühlte ich wirklich keine Neigung es auszuschlagen. Ich erinnerte mich Luisons, meiner einzigen, holdseligen Luise und ihr Brief, bis zum Augenblick des Alleinseyns an meinem Busen aufbewahrt, schien zu erwärmen an meinem Herzen über den erneuerten Hoffnungen und Aussichten, die sich des letztern bemächtigten.

Des Prinzen Auge ruhte diese ganze Zeit über auf mir, er schien meine innersten Gefühle zu lesen, denn ein Lächeln stahl sich über seine Züge und endlich sagte er: „Kommt, de Cérons Ihr müßt es annehmen. Bitte, kein Wort mehr. In Champigny habt Ihr Gelegenheit, Euer neues Gut zu besuchen, ja Ihr möget sogar dort wohnen wenn es Euch so beliebt, denn die Grenzen der beiden Besitzthümer berühren sich, und natürlich könnt Ihr da oder dort Euren Siz aufschlagen. Doch möchte es besser seyn, wenn Ihr Euch vorerst nach Champigny begeben, wo Alles zu Eurer Aufnahme bereit ist. Und da es in den gegenwärtigen Zeitläuften für einen Protestanten gefährlich seyn dürfte, sich in der Nähe der Hauptstadt zu zeigen, so könnt

rer Sicherheit den Namen des Bois annehmen, ihr als Ihr Euren eigenen gar zu bekannt ge-

diesen Gesprächen setzten wir unsern Marsch gelangten Abends ins Lager unter den Mauern Lème. Einige Diener empfingen uns vor dem bestimmten Quartiere, und luden uns alsobald des Herzogs von Montpensier. So hatte ich eine Minute Zeit Luise's Brief zu lesen, bis er Ruhe niederlegte.

er aber ereigneten sich noch einige Umstände, des- wegen Erwähnung thun muß. Der erste war die Abnahme des Schlosses und Besitzthums Les Bois als beschränktes Eigenthum, was diesen Abend noch durch die Art eines Notars erfolgte, indem Beide, der Herzog und Prinz, die Schenkungsurkunde unterzeichneten. Als wir nach aufgehobener Tafel Augenblick, um den Tisch stehend, die Unterhaltung hatten. Es war sonst Niemand im Zimmer, als der Herzog, sein Sohn und ich, und wir wollten uns gerade als ein Diener den Juden Salomon Ahar meldete. Jeder von uns bezog das Geschäft des Juden, allein der Herzog bemerkte: „Es ist bloß der Jude, um mir, wie ich vermuthe, zu melden, daß der Herzog von Anjou die verlangte Summe nicht hat.“ Ich merkte es schon gestern Abend; wahrscheinlich wird er sich es dem Herzog selbst zu hinterbringen.

früher als ich Euch erwartete. Ich will nicht hoffen, dieses prompte Erscheinen auf schlimme Botschaft we
„Gewiß nicht, gnädigster Herr.“ erwiderte der L
mit einem Ragenbuckel bis an den Boden. „Im Ge
theil, ich bringe Euch die Nachricht, daß nach meinem
fürhalten eine Möglichkeit vorhanden ist. Ich denke
soll sich machen lassen, habe gute Hoffnung daß wir erst
können die Bedingungen des edlen Prinzen. Auf dem
wege gabs viel zu schwachern und zu handeln mit ein
der ehrenwerthen Befehlshaber um Waffen und Beute
Ranztonen und dergleichen, und so hab' ich nebenbei
wenig Geschäfte gemacht, und hoffe nun, es soll sich
in Ordnung bringen lassen zur Zufriedenheit des Prin
Und ich kam es Euch zu melden, gnädiger Herr, weil

Ritter neben ihm. Hätten sie mich nicht protegirt, hätte mir namentlich der Prinz nicht erlaubt, mich dem Hauptkorps anzuschließen, müßt' ich die ehrenwerthen Händler nicht getroffen haben, hätt' ich auch das bloßen Geschäft nicht machen können, das mich nun in den Stand setzt, dem Prinzen gefällig zu seyn."

"Das kann wohl kein unbedeutendes Geschäft seyn, mein Guter," sagte der Herzog, „wenn es Euch in den Stand setzt, zweimalhunderttausend Kronen zu liefern, da Ihr doch erklärtet, es wäre diese Summe nicht in ganz Paris aufzutreiben."

"Bei meinem Leben, meiner Seele!" rief der Israelite, „es bezahlt mir kaum die Interessen, wenn ich das Kapital verliere."

Beide, der Herzog und sein Sohn, mußten lachen, und Salomon selbst grinste schweigend, als mache er nicht den geringsten Anspruch auf Glauben. Dann zog er zwei kleine Paquete unter seinem Gewande hervor, wovon das eine das ausgesuchte Paar Damenhandschuhe enthielt, die ich in meinem Leben gesehen. Sie waren von pflirschfarbigem Sammet, mit einer Stickerei von Gold und Perlen auf der Rückseite. Er legte sie vor dem Prinzen d'Anvergne nieder und bat, daß er sie annehmen möge als Geschenk für irgend ein Frauenzimmer, das er liebe. Das andere Päckchen enthielt einen kleinen, glatten Dolch, keine zwei Handbreiten lang, mit einem Hefte so einfach, als es nur seyn konnte, und ohne andere Verzierung als ein Paar in den Stiel eingelegte Goldplättchen. Die Klinge, von Ahter

is der einfachen Stahlschelde gezogen, war blass und dunkel-
 farben, als wäre sie rostig gewesen und nicht recht gerei-
 gt worden. Dennoch legte er das unscheinbare Geräthe
 f die Tafel vor den Herzog und sagte mit ehrerbietigster
 Erneigung: „Darf ich Euch bitten, gnädiger Herr, diese
 abe in Gnaden anzunehmen, die, obzwar nur armselig
 einend, dennoch als ganz unschätzbar angesehen werden
 ig. Dieser Dolch besteht aus einer Platte ganz reinen
 amascenerstahls. Es dringt durch das härteste Panzer-
 mb, das sich finden mag, sollte er selbst von einer schwa-
 n Hand geführt werden. Mit ihm tödtete Kaiser Has-
 1. Chalife der Mauren, nicht weniger als zehn spanische
 tter in der großen Schlacht bei Salado.“

Der Herzog schien die Gabe höchlich in Ehren zu hal-
 1, und der Jude wendete sich, gleichfalls mit einem tiefen
 klling, zu mir und sagte: „ich habe den Dank, den ich
 rren von Ceron's schulde, nicht vergessen.“

„Ich wünsche keine andere Dankbezeugung, mein lie-
 : Salomo.“ erwiderte ich, „als daß Ihr einen gewissen,
 ich wohlbekannten Dolch für mich auspähen möchtet.
 h fürchte, er ist für mich wohl auf immer dahin durch
 1 Tod des Mannes, dem Ihr ihn verabsolgt habt.“

„So fürchtet' ich, so fürchtet' ich,“ sagte der Jude,
 ber er soll gefunden werden, wofern er auf dieser Seite
 n Konstantinopel sich befindet. Wie ich höre, geht Ihr
 h Paris, lieber Herr, so sagte mir wenigstens Herr Ar-
 . Intendant meines gnädigen Herrn von Auvergne.
 möcht' ich in so sicherer Gesellschaft reisen, um so

mehr, als ich in Geschäften Seiner Hoheit von Anjou thätig bin," fügte er mit einem Blick auf den Herzog bei.

"So sey es," sagte dieser, "und je baldier Ihr in der Hauptstadt ankommt, um so besser."

"Am fünfundzwanzigsten dieses Monats," erwiderte der Jude, "kann Seine Hoheit bei jedem Kaufmann von Poitiers Wechselbriefe auf mich ziehen. Es wird keiner Geld versagen, wenn er den Namen Salomo Ahar's sieht."

Der Herzog schien über diese Nachricht nicht wenig vergnügt, und nach einigen weitern Worten zog sich Salomo zurück und der Herzog eilte, das Gehörte dem Herzoge von Anjou zu hinterbringen.

Ich kehrte mit dem Prinzen in unser Quartier zurück, er sagte mir daselbst gütig Lebewohl und verließ mich, um mir wegen meiner frühen Abreise am andern Morgen Zeit zur Ruhe zu gönnen. Allein diese Nacht war meinen Augen kein Schlummer beschieden. Nur mit Mühe — mein rechter Arm war noch immer geschindelt — konnte ich Luitens Brief öffnen, und ach, als ich endlich damit zu Stande gekommen, welche unsägliche Pein verursachte er mir nicht! Das Papier wurde später vernichtet, so daß ich seinen Inhalt nicht mehr genau geben kann, inzwischen that es mir zu wissen, daß die Baronesse ihr, Luitens, den Abschluß einer Uebereinkunft ihres Vaters mit dem Herrn von Blaye, ihre Hand betreffend, angekündigt habe. Um ihre Einwilligung, fuhr Luitse fort, habe man sie nie gefragt, und die Baronesse habe sie, die wie betäubt, wie vom Donner,

rährt dagestanden, unmittelbar darauf verlassen. Ihr einziger Trost, meinte das arme Mädchen, sey die Abwesenheit dieses Mannes bei der Armee, die noch lange dauern werde. Auch gereiche ihr La Tour's Versicherung zu einiger Beruhigung, wornach ihr Vater bestimmt habe, daß die Trauung erst nach einer gewissen Zeit stattfinden dürfe. Um auch mich unter solchen Umständen nicht ganz ohne Trost zu lassen, fügte sie bei: „Du kennst mich, Heinrich, weißt, daß ich lieber sterben würde. Aber ach! könnt' ich Dich doch sehen, mit Dir sprechen, wärs auch nur auf wenige Stunden.“

Man kann sich den Schneckenang denken, den wir gegenüber die Zeit anzunehmen schien. Nachdem wir endlich unsere Reise nach Champigny angetreten, schien sich jede Meile zu zwei oder drei auszudehnen, jede Minute sich zu Tagen zu verlängern. Ich war jeden Morgen der Erste im Sattel, der Letzte der Abends sich ermüdet fühlte. Allein da wir bei dem vom Kriege gestörten Postenlauf auf unsere eigenen Pferde beschränkt waren, ging die Reise in Wirklichkeit langsam von Statten, und schien mir natürlich noch langsamer, als sie war.

Es ergaben sich auf derselben nur wenige Vorfälle, bei denen ich zu verweilen brauche. Unsere Gesellschaft zerfiel durch die persönlichen Verhältnisse, durch Religion und Sitten in drei Abtheilungen, die sich von einander ziemlich entfernt hielten. Ich, der höhern Klasse des Landes angehörend, war von den Uebrigen durch Rang und Glauben geschieden; und meine Leute, gleichermassen Prote-

Planten, wurden natürlich von den Dienern des Herzogs von Montpensier nicht gesucht. Allerdings unterließ der Intendant des Prinzen nicht, sich gewöhnlich an meiner Seite zu befinden, und zwar aus Deferenz einen halben Schritt rückwärts, und bemühte sich mir mit verschiedenen Geschichten aus dem reichen Schatze eines langen, vielfach thätigen Lebens und durch Beschreibungen von Gegenständen, die ich nie gesehen, die Zeit zu verkürzen. Er wußte seine Geschichte recht artig zu erzählen, und seinen Umrissen fehlte es weder an Leben noch an Bestimmtheit. Ich gab ihm meine Aufmerksamkeit genügend zu erkennen, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln und ihn zum Fortfahren zu veranlassen.

Allein meine tiefe Schwermuth entging ihm nicht, und in der Besorgniß mir durch seine Unterhaltung Langes weile zu geben, hörte er oft für mehrere Stunden auf. Wenn nun auf diese Weise nur wenig Gemeinschaft statt hatte zwischen Katholiken und Protestanten, so verhielt es sich gerade umgekehrt mit der dritten Klasse unserer Gesellschaft, den Juden. Mit ihnen sprachen die beiden ersten, sowohl Katholiken als Protestanten, bei Gelegenheit, sie wurden sehr milde, gewissermaßen höflich behandelt, und Schutz und Beistand ward ihnen zu Theil, wo sie deren bedurften. Und doch wurden sie augenscheinlich gleicherweise von Dienern und Herrn als eine untergeordnete Race betrachtet, mit der man so wenig als möglich Gemeinschaft üben dürfe. Um ihnen eine gute Behandlung zu sichern und jeden Grund zur Klage zu entfernen, ließ ich, vom Prinzen mit der Zeit

des Ganzen betraut, nach unserer Ankunft in der Nachtherberge Salomo und Miriam meistens auf einige Stunden neben mir Platz nehmen, woran sich der gute Herr Intendant nicht wenig scandalisiren mochte, da es ihm seltsam dünken mußte, daß ein französischer Edelmann einem Juden gestatte sich in seiner Gegenwart zu sehen.

Dies hatte denn aber auch ein inniges Verhältniß — wenn anders ehrerbietiges, respektvolles Betragen von der einen, schützende Behandlung von der andern Seite so genannt werden mag — zwischen mir und dem Juden und seiner Tochter zur Folge. Sie hingen sich an mich, als an das einzige Wesen, das sie mit Wohlwollen behandelte, und Miriam gab sich Mühe mir auf tausendfache Weise durch die anmuthigsten jugendlichen Fertigkeiten Vergnügen zu gewähren; bald tanzte sie zu der Melodie ihrer eigenen Stimme, die wirklich bezaubernd war, obwohl in einer Sprache die ich nicht verstehen konnte; ein andermal spielte sie auf einem kleinen Instrumente, das sie Zither nannte, oder auf der Laute, und zwar auf beiden mit einer Kunst und Fertigkeit, wie ich nie zuvor gehört hatte. Dabei gab sie sorgsam auf meine Blicke Acht, als wollte sie sich überzeugen, daß sie mir wirklich Vergnügen mache, während sie mir noch zu jung schien, als daß sich irgend Jemand hinsichtlich ihrer Beweggründe müßigen Gedanken hingeben könnte. Ja, nach meinem Charakter zu schließen, würde ich mir, wäre sie auch ein Paar Jahre älter gewesen, wohl schwerlich eingeblidet haben, daß sie in mich verliebt sey, bloß deshalb weil sie dankbare Rücksicht für mich äußerte.

Wenn ich nicht irre hätte sie mir der Jude überall anvertraut, wie er mir damals gewiß jedes Juwel seines Schatzes in Verwahrung gegeben hätte. Eines Abends, da er müde und etwas unwohl in der Herberge anlangte, schickte er seine Tochter, mich zu unterhalten und mir zu sagen, daß er sich bereits zur Ruhe begeben. Freilich konnte er es wagen und doch war unser Gespräch so innig, vom lebendigsten Interesse dergestalt durchwoben, als man sich nur vorstellen kann. Ich war in traurige Gedanken versunken über mein und Luise's Schicksal, hielt die Augen mit den Händen bedeckt, als Miriams Eintritt mich wieder zu mir brachte, so daß ihr nicht entgehen konnte, sie habe mich aus einem peinlichen Traume aufgestört.

„Ihr seyd traurig, gnädiger Herr,“ sagte sie, sich neben mich setzend, indem sie die schmale, durchsichtige Olivenhand auf die meinige legte: „Ihr seyd traurig und sagt Miriam nicht, warum Ihr traurig seyd.“

„Die Ursache würd' Euch wenig bekümmern, Miriam,“ meinte ich, „und jedenfalls könntet Ihr mir nicht helfen.“

„Aber ich würde es doch gerne hören,“ erwiderte sie, „denn ich lieb' Euch sehr, gnädiger Herr. Ich liebte Euch von der ersten Minute, da ich Euch sah, fast so sehr als — nein, doch nicht so sehr als ich — ihn liebe.“

„Meint Ihr damit Euren Vater, Miriam?“ fragte ich.

„Nein,“ sagte sie, „ihn nicht. Ich wollte sagen als — Martin Bern.“ Sie erröthete ein wenig bei diesen Worten und fuhr fort: „aber Er liebt Euch auch und konnte mir nicht genug sagen, wie gültig Ihr gegen ihn gewesen bet“

Ingoulême, wie Ihr ihm die Hand gereicht, Dresche zu helfen, wie Ihr ihn, den Vettern Armen hinweggetragen, ihm das Leben ein Bruder gewesen. Und bedachte er, ehmer Herr, ein Soldat waret, möchte er e nicht genug zu rühmen wissen.“

„viel von mir gesprochen zu haben, Mir
„Mann war es denn?“

„Ihren letzten Aufenthalt in Paris,“ erwie-
im Hause Levi, meines Vetzters von väter-
wie Ihr wißt, Christ geworden, und dann
nlein auf, der Ihr, wie er mir sagte, ge-
Euch hinwieder geschrieben hatte und den
Vaters Haus geschickt zu Bordeaux an den
Als nun Baron Blancford den verfluchten Sil-
te für seine Gemahlin, gieng ich mit Mar-
n Kaufmann, hin und sah das junge Fräulein
it ihr im Kabinet hinter dem großen Sa-
hr, wenn sie Euch schreiben und den Brief
icken wollte, sollte er zu Euch gelangen.
nicht, daß ich ihn selbst bestellen würde.“

iese Weise also kam der Brief in meine
ich. „War ich doch biefer der Meinung,
riam, habe ihn im protestantischen Lager

erwiederte sie, „ich trug ihn immer im
Nun möcht' ich aber von Euch hören.

arum Ihr so traurig seyd und warum sie so traurig aus-
 h. Vielleicht könnt' ich mehr thun, als Ihr wißt."

"Gewiß nicht, Miriam," war meine Antwort, "Du
 antest nichts thun, gutes Kind. Was mich traurig macht,
 darf eines geschicktern Arztes als Du bist."

Sie sah mich einen Augenblick an, als wollte sie errat-
 en, ob ich mich einer offenen oder verblühten Sprache be-
 diente, und rief dann plötzlich: „ah, nun verstehe ich Euch,
 Ihr liebt sie und sie Euch, und man will sie Euch nicht zur-
 eue geben."

"Ja, Miriam," antwortete ich seufzend, als sie der
 Wahrheit so nahe kam, „sie wollen sie sogar einem Andern
 geben."

"Wem? Wem?" rief sie heftig. "Ich hörte so was,
 es mich flüchtig machte."

"Ach nein," erwiderte ich, "Du kennst ihn nicht. Es
 ist der Herr von Blaye."

"Den haß' ich!" rief sie, vom Sitz aufspringend, als
 ich ein talismanisches Wort gesprochen, „den haß' ich!
 er wagte Hand an mich zu legen, als ihm mein Vater das
 ersehene Geld holte aus dem andern Zimmer. Er fragte
 mich, ob ich ihn begleiten, mit ihm leben wolle, und als ich
 nein sagte und daß ich lieber die Magd einer Schächters-
 au seyn wollte, schlug er mich mit der Hand ins Gesicht
 und gab mir einen Namen, den ich nicht aussprechen mag.
 Ich sagte meinem Vater nie davon, denn ich glaube, er hätte
 mich erstickt, aber ich hasse ihn und werde ihn immer ha-
 ßen. Ach gnädiger Herr!" fuhr sie fort, die Hände aus-
 streckend.
 3
 ames. Heinrich von Gerona. IV.

menschlagent, „Ihr habt Euch gützig und mild erwiesen gegen mich und die Meinen, gegen Alle, die jemals Euren Namen gegen mich erwähnt. Männer wie Ihr dienen unzum Mufter, wie gute Menschen seyn sollen, und ich wil Euch den Beweis zu geben suchen, daß Dankbarkeit wohnen kann in einem armen Judenmädchen. Ich sagte meinen Vater, als er erfuhr, daß man ihn zu ermorden gedente auf dem Marsche von Jarnac, ich sagte ihm, ließe er mich; Euch gehen, mit Euch sprechen, würdet Ihr Euch gewiß gützig gegen ihn erzeigen. Er wollte mir lange nicht glauben, endlich meinte er, erwiese es sich so, wäret Ihr der erste Christ, der auf einen Juden anders herabsehe als auf einen Hund. Aber auch mein Vater kann dankbar seyn, gädiger Herr, und obwohl Ihr der armen, kleinen Miriam keinerlei Einfluß zuschreiben mögt, dürfte sie doch in diesen Handel mehr zu leisten im Stande seyn, als Ihr Euch vorstellt.“

Wir setzten die Unterhaltung noch einige Zeit fort. Trotz ihres jugendlichen Alters sprach Miriam mit bewun-

und ich entließ sie mit Bezeugung ähnlicher Gefinnungen und mancher liebevollen Aeußerung zur Erwiederung.

Beim Dorfe Verny unfern Paris mußten wir uns trennen. Der Jude, seine Töchter und die unzähligen Packpferde in seinem Gefolge begaben sich geradezu nach der Hauptstadt, während wir einen Seitenweg nach Champigny einschlugen. Salomo hielt sich nun für sicher; schon saß ich zu Pferde, um meine Straße zu ziehen, als er mit Miriam nochmals auf mich zukam und Gott um Segen für meine fernere Reise bat.

„Ich habe von Herrn Arnon gehört,“ sagte er leise, „daß das Gut Les Bois Guer ist und daß ich Euch vorläufig nicht anders nennen soll als Herrn de Bois. Gleichviel, ob Ihr zu Champigny oder Les Bois seyn mögt, ich hoffe, Ihr schlagt mir die Thüre nicht vor der Nase zu. Habt Ihr mir doch soviel Güte erwiesen, als ich selten gefunden, so daß ich sie nie vergessen werde.“

Damit küßte er mir die Hand nach seiner Weise und Miriam, sich nähernd, that dasselbe. Es lag etwas in der Dankbarkeit der armen Leute, obwohl sie Juden waren, das auch mir die Augen feucht machte. Ich sagte ihnen ein Lebewohl und zog meine Straße. Beim Einbiegen in den Weg rechts sah ich zurück und bemerkte, daß Beide noch immer vor der Herberghthüre standen, mich mit ihren Blicken begleitend.

Neunzehntes Kapitel.

essel mir zu Champigny, denn es war ein anmuthender Aufenthalt, noch lieber aber war mir der Anblick von Les Bois, das mich als Eigenthümer

Das Schloß war zwar klein und im alten Bau, ührt, aber vollkommen gut erhalten, und wenn em herzoglichen Sitze zu Champigny nicht zu ver, noch für meinen Ehrgeiz groß genug. Es stand Hügel in Mitten stattlicher alter Bäume, von denen Namen hatte. Ein Charakter des Friedens, altväterlicher Ruhe war dem Ganzen aufgedrückt, lthwendig für Auge und Herz, besonders nach den n Mühe, Sorgen und Aufregung, denen ich kürz, einer kriegerischen Laufbahn überall begegnet war. Prinz d'Arvergne vorausgesetzt, fand ich im Innern vollständige, moderne Einrichtung. Mir kam sie zehend vor, denn in jenen Tagen gab sich vielleicht als jetzt in Allem was Geschmack, gefällige Form, z betraf, eine auffallende Verschiedenheit zwischen der Hauptstadt und den entferntern Provinzen

gute Intendant ließ nicht nach, ich mußte ihm ganze Schloß folgen, er zeigte mir jede Ecke, jedes, während ich doch so gerne nach Paris geflohen Mittel in Bewegung gesetzt hätte, eine Zusammenkunft zu bewirken.

Ich war um eine passende Einkleidung meiner Absicht verlegen, und um nur einmal die Sache aufs Tapet zu bringen, erlaubte ich mir einige, die Hauptstadt betreffende Fragen. Allein kaum vernahm der ehrenwerthe Mann, daß ich Paris noch nie gesehen, so bestand er auf einem alsbaldigen Ausflug dahin. Seiner Phantasie erschien Paris als das Hauptwunder der Welt, er sang sein Lob, seine Verdienste, seine Schönheiten wohl eine halbe Stunde lang und schloß mit den Worten: „Wär's nicht zu anmaßend, gnädiger Herr, ich würde Euch meine Begleitung anbieten, Euch einige der Merkwürdigkeiten zeigen, da, sie alle zu sehen, viele Wochen, fast möcht' ich sagen Monate, erfordern würde.“

Ich gieng augenblicklich auf den Vorschlag ein; wir nahmen zu Champigny frische Pferde und kamen in die Stadt. Hier ließen wir unsere Pferde in den Händen der Diener und machten einen Gang durch die Straßen. In jedem andern Augenblick, wo mein Geist nicht mit Einem herrschenden Gedanken beschäftigt gewesen wäre, würde mir Alles rings umher ein Gegenstand der Neugier, der Theilnahme gewesen seyn. Die langen Reihen von Buben, zu Abhaltung der Sonnenstrahlen und des Lustzugs zeltartig mit Leinwand bedeckt, die Menge Volks überall an den Straßenecken, im lauten Vorlesen poetischer und satirischer Zeugnisse begriffen, die mannfachen Spektakelstücke und Vorstellungen, die bei jedem Schritte das Auge auf sich zogen, all dieß würde mich ergötzt, angezogen, interessiert haben. Nun aber war es mein einziger Wunsch, meine einzige Aufgabe, die Wohnung des Barons von Blancford auszufind-

den, mit der Geliebten auf irgend eine Weise in Verbindung zu kommen. Die Menge der Häuser, der Straßen, die Massen von Menschen mit jeder Minute um mich her anschwellend, machte mich verwirrt, besangen, bald hielt ich meine Bemühungen für unmöglich, da mir die Adresse und mit ihr jeder andere Faden in diesem Labyrinth fehlte.

Plötzlich fiel mir aus Miriams Erzählung ein, daß Martin Bern noch immer das Haus des Barons besuchte. Da er nach meinem Dafürhalten als bedeutender Kaufmann Jedem bekannt seyn mußte, so fragte ich den Intendanten nach seiner Wohnung.

„Den kenn' ich nicht,“ sagte dieser. „Ist's etwa ein Huguenot?“

„Nein,“ erwiderte ich, über den Ausdruck des Entsetzens lächelnd, der sich bei dem bloßen Gedanken eines Besuchs in einem Huguenotischen Hause in Paris in des Mannes Zügen kund gab. „Nein, Herr Arnon, er ist Katholik und ein angesehener Kaufmann, der von mir Geld in Händen hat.“

„O, dann ist's was anderes,“ sagte er. „Wir wollen gleich nach ihm fragen.“ Und in einer stattlichen Goldschmiedswohnung durch die Thür nächst dem Laden einsprechend, erkundigte er sich nach Martin Bern, dem Kaufmann.

Nun war es uns ein Leichtes, das Haus zu finden. Wir mußten daselbst eine Reihe Treppen hinaufsteigen, da die Kaufmannsgüter hier nicht wie bei den gewöhnlichen Krämern auf der Straße, sondern in Räumlichkeiten innerhalb des Hauses sich befanden. Aber weder der gute Mar-

tin noch sein Sohn waren daheim, und ich ließ ihnen unter dem Namen des Bois vermelden, daß ich einen von ihnen oder Beide bei mir auf dem Schlosse Champigny zu sehen wünschte.

Obgleich wir, bereits in der Mitte des Sommers angekommen, uns langer Tage zu erfreuen hatten, war es doch Zeit an die Heimkehr zu denken, da unsere Entfernung von Hau'e nicht weniger als vier Meilen betrug. Den ganzen folgenden Tag sah ich mit ängstlicher Erwartung dem Erscheinen eines der beiden Kaufleute entgegen. Allein es ließ sich Keiner blicken und noch ein paar Tage verglengen, an denen ich mich kaum zu rühren wagte und wenn ich mich je auch ein paar Schritte entfernte, genaue Anweisung über meine Entfernung zurückließ. Am Ende des dritten Tags war meine Geduld erschöpft und den kommenden Morgen hat ich Arnou, einen mit der Hauptstadt wohlbekannten Diener dahin abzuschicken, um sich wegen Berns Ausbleiben zu erkundigen. Jener willfahrte und brachte in Kurzem die Antwort, daß Martin Bern und sein Neffe noch nicht von Blois zurückgekehrt wären, wohin sie sich in Geschäft des Königs begeben. Um mich wegen des Gegenstands, der mir seiner Ansicht nach zunächst am Herzen lag, zu beruhigen, fügte Arnou bei, wegen des Geldes dürfe ich mir keine grauen Haare wachsen lassen. Er habe deshalb nähere Erkundigungen eingezo gen und erfahren, daß das Haus Martin Bern eines der wohlhabendsten und angesehensten in Paris sey.

Ich konnte mich des Ausdrucks nicht enthalten: „Par

es ist mir nicht um das Geld, lieber Freund.“ Von diesem Augenblick war Arnons Reugier augenscheinlich sehr beschäftigt herauszubringen, was ich denn mit den Kaufleuten zu thun hätte, wenn ich mich wegen der Geldangelegenheiten nicht um sie bemühte. Ich aber war nunmehr entschlossen, die Wohnung des Barons selbst aufzusuchen, allein trotz aller Bemühungen gelang es mir nicht, und ebenso vergeblich erkundigte ich mich nach der Wohnung Salomon Ahars. Wohl war mir noch erinnerlich, daß er bei seinem Vetter Levi logiren sollte, aber dieser war ebensowenig zu finden und meinem Fragen wurde immer dieselbe Antwort zu Theil: „welcher Levi?“ denn es gab wohl Hunderte dieses Namens in Paris, die sich aber alle durch einen Beinamen unterschieden.

Auch die Nachrichten vom Kriegsschauplatz waren keineswegs geeignet, mich heiter zu stimmen. Der schwache Angriff der Protestanten auf Poitiers, die tapfere Vertheidigung des jungen Herzogs von Guise, die Belagerung von St. Jean d'Angely, der Tod des armen Martigue, dem mein ganzes Bedauern zu Theil ward, die unglückliche Schlacht von Moncontour die — so vollständig die Niederlage der Protestanten, so überraschend der Erfolg der Katholischen auch war — in Paris zum Vorthell der Letztern doch unglaublich übertrieben wurde, all dieß lastete schwer auf mir, während Woche um Woche in fruchtlosen Nachfragen verging. Zuletzt hohnlachenb über mich selbst — das ächte *Produkt des Menschenhasses* — daß ich den Zusagen des *Jubel von reeller Dankbezeugung* u. auch nur momentanes

Gehör verliessen, setzte ich mich in der Bitterkeit des Herzens hin und suchte mir einzubilden, daß ich dem ganzen Menschengeschlechte feindselig gestant sey.

Inzwischen stand der Herbst vor der Thüre, und es konnte kein Zweifel darüber walten, daß der junge Herr von Blaye über den Winter nach Paris kommen und seine Heirathsepläne verfolgen würde. So sollte mich denn auch noch die Erinnerung an die arme Luise, die Quälereien, denen sie ausgesetzt seyn mochte, wie eine Armee von Feinden peinigend verfolgen, und zwar eine Armee, die durch die unerschöpflichen Hülfsmittel der Einbildungskraft stets neue Verstärkung, neuen Zuwachs erhielt.

Seit einigen Tagen hatten wir Nachricht von der Wiedereinnahme von St. Jean d'Angely durch die Protestanten, indem Prinz d'Avvergne, der es einige Zeit gegen Jene gehalten, sich aus Mangel an Lebensmitteln hatte ergeben müssen. Als ich eines Abends im Cabinet zu Champigny saß, hörte ich Pferdegetrapp im Hofe unten, und einige Augenblicke später trat zu meiner großen Verwunderung der Prinz ins Zimmer. Er umarmte mich herzlich und nach kurzer Unterhaltung über allgemeine Gegenstände äußerte er, daß ich nicht gut, noch zufrieden aussehe.

„Kommt,“ sagte er, „de Gerons, vertraut mir die Ursache von all dem. Ich hoffe, Ihr schenkt diesmal Eurem Freunde volles Vertrauen.“

Ob ich antworten konnte trat einer seiner Offiziere ein, um Befehle einzuholen, und in mir reiste inzwischen der schluß, ihm ohne Rückhalt mein Innerstes zu enthüllen.

So that ich denn auch im Laufe dieses Abends und wie dies in seinem und seines Vaters Charakter lag, er hörte mich ohne eine Bemerkung oder Zwischenrede bis zu Ende an.

Nach Beendigung meiner Beichte, die ihm einen vollständigen Ueberblick über mein vergangenes Leben und meine gegenwärtige Lage gab, sagte er: „Es kommen wirklich seltsame Episoden vor in Eurer Geschichte, de Gerons, aber ich verstehe zu wenig von unsern Gesetzen und so denk' ich, mag es sich auch mit Euch verhalten, um mit Sicherheit annehmen zu können, daß die Transactionen zwischen Eurem Vater und Eurem Vetter eine bindende Kraft haben. Inzwischen seh' ich wohl, daß Euch das gegenwärtig nicht sonderlich am Herzen liegt, wohl aber die Angelegenheit Eurer schönen Base, und es thut mir leid, sagen zu müssen, daß meine Mittheilungen nicht geeignet sind, Euren Kummer zu beschwichtigen. Wundert Euch nicht, daß Ihr sie nicht in Paris getroffen, denn die ganze Familie befindet sich noch immer zu Blois bei Hofe, wo man Euren Vetter gerne sieht, um seine Vereinigung mit dem Admiral und dem Prinzen von Bearn zu hintertreiben. Ich sah sie Alle bei einem großen königlichen Festmahle und unterhielt mich einige Zeit mit Fräulein von Blancford. Ich erwähnte Eurer, de Gerons, Ihr könnt Euch daher vorstellen, daß sie mir gerne zuhörte, und es war wirklich unmöglich, in diesem Augenblick ihre Blicke, ja selbst ihre Worte zu mißdeuten. Räthe es zu einer Verbindung mit Herrn von Blaye, so *berathete dieser in dem vollen Bewußtseyn, daß seine Gewahln einen Andern liebe.* Auch gegen den Baron er-

wähnte ich Gurer und wenn ich mich recht entsinne, kugte ein wenig, als ich Euch meinen theuern, intimsten Freund nannte. Aber es schien ihn nicht zu vertrießen, de Gerons, auch glaub' ich wirklich nicht, daß er es nicht gut mit Euch meint, obwohl er übelgelaunt und mürrisch ist und gänzlich beherrscht wird von dem abscheulichsten aller Weiber, seiner gegenwärtigen Frau.“

„War Herr von Blaye da?“ fragte ich etwas scharf.

„Allerdings,“ erwiderte der Prinz, „und entschiedener auftretend als Herr von Blancford, schien er sich in der Rolle des künftigen Gemahls Gurer Luise zu gefallen.“

Ich fuhr auf mit einem Ausrufe, einer Drohung, die zu wiederholen ich mich schäme.

„Husch, husch,“ rief der Prinz mit verweisendem Lächeln, „nehmt Euch zusammen, lieber Freund. Sein Benehmen bringt ihm mehr Schaden als Nutzen, wenigstens bei dem Baron. Ich hörte nämlich Letzteren über diesen Punkt ausfragen, er wandte sich auf dem Absatz herum und erwiderte: „Herr von Blaye ist etwas sanguinischer Natur!“ Inzwischen vergaß ich Gurer nicht, de Gerons, ich erzählte Alles'meinem Vater, der natürlich ein kompetentes Urtheil hat als ich. Zwar weiß ich nicht, was er that, aber ich kenne wenigstens das Resultat und das ist, daß Herr von Blaye zu einem hohen Posten ernannt ward, um den er ein Jahr zuvor bewarb, der ihn aber mit unserer militärischen Boischoft an den Hof des Sultans führt. Eines Tages es in der Absicht, ihn für einige Zeit vom Schau-

platz zu entfernen und Euch eine hübsche Gelegenheit an die Hand zu geben —“

„Aber wie, theuerster Prinz,“ sagte ich, „kann ich die hübsche Gelegenheit benützen, wenn ich hier als Gefangener zurückgehalten bin, unfähig, mich emporzuschwingen, mich auszuzeichnen?“

„Das sollt Ihr hören, de Ceroné,“ erwiderte er, „Mein Vater ist nicht der Mann, in solchen Fällen irgend Etwas zu vergessen. Er ermächtigte mich, Euch die Freiheit anzubieten ohne alles Lösegeld, unter einer einzigen Bedingung. Diese ist, daß Ihr Euch zu dem Prinzen von Dranien begeben oder zu Prinz Ludwig, die gegenwärtig Krieg führen in den Niederlanden, indem mein Vater es über sich nimmt, Euch einen hohen Posten in ihrer Armee zu verschaffen. Auf diese Weise seyd Ihr im Stande, Euch in der protestantischen Sache auszuzeichnen, ohne daß Ihr die Waffen tragt gegen Euer Vaterland. Ihr seyd nicht weiter entfernt von Fräulein von Blancford, ja nicht einmal so fern, als wenn Ihr Theil nehmt an den traurigen Fehden in Poitou oder Guyenne. Ihr seyd nicht in Opposition mit Eurem Könige, vielmehr dient Ihr ihm, denn es ist sein Wunsch, dem Prinzen von Dranien einige Unterstützung zufließen zu lassen. Mein Vater verlangt einzig von Euch, daß Ihr in den Niederlanden bleibt bis zu Herstellung der Ruhe im Innern Frankreichs, was, wie wir hoffen, bald der Fall seyn wird. Außerdem aber gestattet er Euch alsbaldige Heimkehr ohne alle Einschränkung, sobald man weiß,

daß Herr von Blaye auf der Rückreise aus dem Osten begriffen ist.“

„Euer Vater, gnädiger Herr,“ war meine Antwort, „ist äußerst edel, großmüthig und weise und da er allen meinen Wünschen zuvorgekommen, benimmt er mir auch die Möglichkeit, ein solches Anerbieten auszusprechen, vielmehr bin ich ihm auf immer zu innigstem Danke verpflichtet.“

„Ich sagte ihm dies voraus,“ versetzte der Prinz; „aber ach! de Gerons, ein unerwartetes Ereigniß setzt sich wahrcheinlich unsern Verabredungen entgegen. Die Gesandtschaft sollte in zehn Tagen abgehen und Alles war dazu bereit. Herr von Blaye, obwohl über seine Ernennung ein wenig betroffen, konnte sie natürlich nicht ablehnen. Ich wollte noch eine Woche in Blois verweilen und dann mit Euch über das Ganze Abrede nehmen, als ich unvermuthet eines Abends bei der Heimkehr dreien weiblichen Wesen begegnete, von denen die Vornehmere — die beiden Andern gehörten augenscheinlich zur dienenden Klasse — mich zu sprechen wünschte, ohne sich zu demaskiren. Ich hatte einige Leute bei mir, und da es ganz in der Nähe meines Hotels war, ließ ich sie in das Stübchen des Portier führen und fragte nach ihrem Begehren. Als wir uns allein sahen, nahm sie die Maske ab und nun erblickte ich das Gesicht des Judenmädchens, der Tochter Salomo Ahars, die ich vormals zu Jarnac mit Euch sprechen gesehen. Sie sagte mir, ihr Anliegen betreffe Euch und sie schlen wirklich Eure ganze Geschichte, jedes Geheimniß Eures Herzens zu kennen. Doch zu ihren Mittheilungen: diese waren, daß sich E-

von Blaye unmittelbar zum Könige begeben und einen Aufschub von sechs Wochen ausgewirkt habe, in der erklärten Absicht seine Heirath vor seiner Abreise zu Stande zu bringen. Zwar habe der Baron sein unbedingtes Jawort noch nicht gegeben, sondern es von der Neigung seiner Tochter abhängig gemacht, dagegen habe die Baronesse bestimmte Zusicherung ertheilt, daß der Baron und sie den Heirathsantrag wenigstens unterzeichnen würden, falls ihre Tochter die Rückkehr des Herrn von Blaye abzuwarten vorzöge. Sollten sie ihn wirklich unterzeichnen,“ fuhr d’Auvergne fort, „so habt Ihr Euisen auf immer verloren, denn ihr Vater hat sich dann der Gewalt begeben, über ihre Hand anders zu verfügen, oder seine Einwilligung zurückzunehmen. Die Jüdin drückte ihre Theilnahme für Euch sehr energisch aus, sie erlaubte sich einige wilde Exclamationen und versprach, den Handel rückgängig zu machen, wenn ich nur ihrem Vater und seinen Associé’s die Erlaubniß zur Abreise auswirke. Seit mehreren Wochen werden sie nämlich bei Hofe zurückgehalten wegen einiger Anlehen, die gemacht werden sollen. Dieß war leicht zu bewirken, da die Angelegenheit ihrem Abschluß nahe ist und als ich in dieser Beziehung Alles im Reinen sah, eilte ich mit meines Vaters Einwilligung hieher, um mit Euch Rücksprache zu nehmen.“

„Ihr seyd wirklich äußerst gütig,“ erwiderte ich. „Wie könnt’ ich Euch je würdig danken, d’Auvergne? Aber ach! ich fürchte, daß ich zu Elend und Verzweiflung verurtheilt bin!“

„Nicht so, gewiß nicht,“ versetzte der Prinz. „Auf

dem Wege hieher dachte ich reiflich über die Sache nach. Wir dürfen nicht vergessen, daß Ihr als naher Vetter des Fräuleins das Recht habt, Euch der Unterzeichnung des Vertrags zu widersetzen, falls Ihr es für ersprießlich haltet. Vor allen Dingen müßt Ihr Euch Gewißheit verschaffen, daß das Fräulein keinen Ueberredungskünsten, keinerlei Einschüchterungsmitteln nachgibt. Dabei aber müßt Ihr der Sache ihren natürlichen Lauf lassen, bis der Baron im Besitz der Kontrakte zu unterzeichnen. In diesem Augenblicke kündigt Ihr ihm unter Beobachtung der legalen Form — wir können diese unschwer erfahren — Euren Einspruch an, der nun natürlich vor die Gerichtshöfe kommt. Endlich bewirkt Ihr dadurch nichts weiter als einen Verzug, denn Eure Einschreitung gegen den väterlichen Willen kann natürlich von keinem Erfolg seyn, ja Ihr mögt sogar in eine kleine Geldbuße verurtheilt werden. Aber lange zuvor befindet sich der junge Libertiner, diesen Namen verdient er, in Konstantinopel und Eure Sache ist gewonnen.“

Ich verfiel in tiefes Nachdenken und in den heftigsten Seelenschmerz. Ich sah meine schönsten Hoffnungen zu Grabe gehen, fühlte in diesem Augenblicke inniger als je wie tief, wie wahr, wie glühend ich Luise liebte. Ja noch mehr, nun erst ward mir klar, wie vollkommen, wie gänzlich sich ihr Bild, mir unbewußt, mit allen meinen Träumen, meinen Plänen verflochten, wie der Gedanke sie zu besetzen jedes meiner Motive zu energischem, strebsamem, thätigem Handeln durchdrungen hatte. Wohl fühlt' ich in diesem Augenblicke, daß ich in ihr den ganzen Halbpunkt me-

nes Lebens verlor, den moralischen Beweggrund zu kräftiger Ausdauer auf der betretenen Bahn. Es gab keinen so wilden, verwegenen, abenteuerlichen Entschluß, den ich in diesem Augenblick nicht gefaßt hätte, um Intriguen zu vereiteln, die nichts als Luise's Unglück und mein eigenes bewirken konnten. Kein Schritt mochte so gefährlich seyn und hätte er selbst am unstillen Rande des offenen Grabs hingeführt, den ich nicht gewagt haben würde, Luise zur Reue zu machen. Und doch konnte ich bei all meinem Brüten mich des Gedankens, der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß der Plan des Prinzen wahrscheinlich scheitern werde an irgend einem durchgreifenden Schritte des Barons.

„Bei Vielen.“ sagte ich endlich, „möchte es zu einem glücklichen Ziele führen, aber ich kenne den entschiedenen, lebensgefährlichen Charakter des Barons; verlaßt Euch darauf, er findet ein Mittel unsern wohlangelegten Plan zu vereiteln, wenn nur immer ein solches vorhanden seyn mag.“

„Ich sehe keines,“ erwiderte der Prinz, „falls wir uns vollkommene Gewißheit verschaffen können, daß die Unterzeichnung des Vertrags bis zum letzten Augenblick verschoben wird. Jedenfalls, de Ceron's, kommt die ganze Gesellschaft alsobald nach Paris. Der Jude und die übrigen Kaufleute werden morgen früh dort eintreffen und Guer Wetter mit seiner Familie einen Tag später. Mehrfache Hindernisse, daran ist nicht zu zweifeln, mögen diesen Herrn von Blaye ein paar Tage länger in Blois zurückhalten und derweil wollen wir von unserer Seite das Beste thun. Jedenfalls gewinnen wir nähere Mittheilungen und

ich möchte Euch vorschlagen, übermorgen mit mir ihnen entgegenzureiten. Wir führen sie auf Euer Schloß Les Bois unter dem Vorwande einer kleinen Herzkränkung und Erholung vor ihrem Einzuge in Paris.“

Ich lächelte bei dem Gedanken und entgegnete: „Ich fürchte, vortrefflichster Freund, Ihr könnt den Baron nie vermögen zur Annahme unserer Einladung, geschweige dem Geber Dank dafür zu wissen.“

„Nah, de Gerons,“ versetzte dieser, „Ihr seyd zwar älter als ich an Jahren, aber ein groß Theil jünger an Weltserfahrung. Der Baron schätzte Euch gering und thut es vielleicht noch, weil er Euch für arm hielt oder hält. Er sah in Euch das Geschöpf seiner Milde, nun findet er Euch plötzlich als das Werk Eures eigenen Schwerts, berühmt in Waffen, unabhängig durch Euer Vermögen und weder von ihm noch von Andern Unterstützung suchend. Verlaßt Euch darauf, seine Ansicht ist nun eine ganz andere. Die Anordnung des kleinen Mahls überlaßt Ihr mir; Ihr dagegen legt den groben, etwas nachlässigen Anzug ab, den Ihr in Eurer Verzweiflung bisher beibehalten, macht Euch den Bart zurecht, kleidet Euch in Euren besten Brocat und schaut so heiter und muthig drein, als giengs in den Turnierhof.“

Wir brauchen bei all den kleinen Zwischenfällen nur kurz zu verweilen. kaum sahen sich Martin Bern und sein Neffe wieder in den Mauern von Paris, so eilten sie in Gesellschaft Mirzans, die sie alle zu beherrschen schlen, nach Champagne. Die beiden Kaufleute hatten die Namen
James. Heinrich von Gerons. IV.

heit des Prinzen nicht vermuthet und ich sah, daß sein hoher Rang und seine Verbindung mit dem königlichen Blute sie etwas verlegen machte. Der Prinz dagegen benahm sich herablassender als ich erwartet hatte, er behandelte sie gütig und ohne Hochmuth, obwohl mit Würde. Inzwischen ließ er mich bald mit ihnen allein und wenig Worte genügten, mich zu überzeugen, daß Beide, der ältere und der jüngere Bern, mein Verhältniß zu Luise kannten. Sie mochten es theilweise errathen haben aus meinem und Luises Benehmen und was ihnen hier noch dunkel geblieben, hatte durch die Mittheilungen der jungen Jüdin seine vollkommene Aufklärung gefunden. Jedenfalls schenkten sie meinem Schicksal die freundlichste Theilnahme. Miriam ihrerseits benahm sich so excentrisch, daß es fast an Tollheit gränzte. Sie sagte, so habe sie es gerade gewünscht, alle ihre Wünsche hätten sich erfüllt oder würden sich erfüllen, und dabei schien sie so glücklich, so aufgereggt, als ich umgekehrt bekümmert und niedergedrückt war. Ihr Benehmen war mir etwas zur Last und nachdem wir uns noch über das Geld besprochen, das ich in Martin Berns Händen zu lassen beschloß, sah ich sie abgehen ohne den Wunsch, sie länger zurückzubehalten.

Der folgende Morgen sah uns, den Prinzen und mich, die Straße nach Blois einschlagen. Ein glänzendes Gefolge, an die zwanzig Personen, begleiteten uns und von uns Weibern war wenigstens Einer, der Prinz, auf eine Weise gefleitet, die auf der Höhe des damaligen Geschmacks stand. Es war ein schöner Herbstmorgen, wir mochten etwa acht Uhr

len zurückgelegt haben, als wir eine bedeutende Truppe langsam gegen uns heranziehen sahen. Bald ergab es sich, wie wir erwartet hatten, daß es Baron Blancford mit den Seinigen war.

Rasch ritten wir auf sie zu, und der Baron hielt es beim Heransprengen eines solchen Haufens in Betracht der gefährlichen Seiten für passend Halt zu machen. Sein Staunen, als er mich und den Prinzen erkannte, werde ich nie vergessen. Auch brauche ich hinsichtlich seiner von diesem Zusammentreffen kaum mehr zu sagen, als daß sich des Prinzen Ansicht von seinem Charakter bestätigte, indem seit ich seiner Unterstützung nicht mehr bedurfte, ich in seiner Achtung wunderbar gestiegen war. Die Einladung nach Les Bois wurde angenommen, aber es bedurfte der Beredsamkeit des Prinzen unter vier Augen, um dem Baron die Ueberzeugung beizubringen, daß ich wirklich der Signet dieses Landguts sey. Die Baronesse machte gleichfalls große Augen, ich bemühte mich ihr die ganze Zeit über möglichst viel Artigkeit und Aufmerksamkeit zu erweisen. Aber freilich waren noch einige andere Wesen zugegen, die ein tieferes Interesse in Anspruch nahmen. Luise empfing mich mit Blicken der tiefsten, innigsten Liebe, die plötzliche Ueberraschung schien ihr alle Stärke, aber keine Särlichkeit geraubt zu haben. Ihre Brüder, die ich schon lange nimmer gesehen, hingen sich an mich mit einer Innigkeit, die zur Genüge kund gab, daß sie seit unserer Trennung keinen zweiten Gegenstand für ihre Neigung gefunden.

Im Verlaufe des Tages hatte ich mehr als einmal

legenheit mit Lulsen allein zu sprechen. Ich gab ihr in wenig Worten Bericht von unsern Plänen und Absichten. Sie antwortete in den liebevollsten Ausdrücken, die ich nie vergessen werde, mit der feierlichen Versicherung, daß keine Gewalt auf Erden sie je vermögen könne, ihre Einwilligung zu geben zu der Verbindung mit Herrn von Blaye. Kurz der Tag verging so heiter, als es unter solchen Umständen möglich war, und während der folgenden drei Wochen schien sich Alles zu Begünstigung des Plans des Prinzen anzulassen.

Es fügte sich glücklicher Weise, daß ich dem Herrn von Blaye im Verlaufe dieser Zeit nie begegnete. Unser Zusammentreffen hätte nur ein Resultat haben können, das für mich sehr traurig ausgefallen seyn würde. Man darf nämlich nicht vergessen, daß ich Protestant, er Katholik war, Umstände, unter denen ich als Sieger im Duell nur den Tod erwarten konnte! Meine Besuche im Hotel des Herrn von Blancford fielen gewöhnlich kurz aus, denn ich entdeckte bald, daß wenn ich Lulse nicht bei meiner Ankunft traf, Maßregeln genommen wurden, ihr Erscheinen während meiner Anwesenheit zu verhindern. Uebrigens war der Baron die Herablassung selber; er rühmte sich stolz auf seinen Vetter zu seyn. Von ihrer Seite erwies sich die Baronesse zärtlicher und zuvorkommender, als nöthig war.

Endlich kam die verhängnißvolle Stunde, die diesem Zustande ein Ende machen sollte. Am Vorabend des Tags, der Herrn von Blayes Aufenthalt in Paris zu beschließen bestimmt war, erhielt ich von dem Baron die höflichste Ein-

Idung, der Unterzeichnung des Heirathsvertrags meiner Base Lulfe mit Herrn von Blaye als Zeuge anzuwohnen zu wollen. Wir hatten bereits einen Notar beauftragt, meinen Widerspruch gegen die Unterzeichnung des Barons aus dem Grunde der Verwandtschaft, wegen deren ich hätte zu Rath gezogen werden sollen, und wegen älterer Ansprüche auf die Hand des Fräuleins in rechtsgültiger Form aufzusetzen. Das Billet bat um die Ehre der gleichzeitigen Anwesenheit meines Freundes, des Prinzen von Auvergne, und dieser rief als er las: „O gewiß, de Ceronis! ganz gewiß will ich dabei seyn. Und nicht allein das, wir wollen auch eine genügende Schaar Anhänger mitbringen, um uns gegen alle Chancen zu sichern. Gleichermassen nehmen wir unsern Notar mit, daß er Eure Einsprache zu Protokoll nehmen kann.“

Mit all Diesem im Reinen machten wir uns auf den Weg und erreichten das Haus zur bestimmten Stunde. Es wunderte mich nicht wenig, als ich auf der Treppe dem guten Martin Vern begegnete, gefolgt von einem Knaben mit einigen Paketen und einem andern Manne, der nicht so schwer beladen war.

Beim Eintritt in den großen Saal fanden wir den Baron mit Herrn von Blaye, der Baronesse und einigen männlichen und weiblichen Verwandten der Letztern. Auch Lulfe war da, die vollen Thränen in den Augen und ein Paar Notare und Rechtsgelehrte. Herr von Blaye reichte mir alsobald die Hand entgegen, als wären wir die beste

Fremde, aber ich blieb mit einer steifen Verbeugung stehen und er wich mit finsterner Miene zurück.

Der Baron schien zwar etwas verlegen, nahm sich aber in Gegenwart des Prinzen möglichst zusammen. Er bewillkommte den hohen Gast aufs Höflichste, wenn auch nicht so frei und ungezwungen als gewöhnlich. Unserem Begleiter, dem Notar, wurden ein Paar argwöhnische Blicke zu Theil, wofür ihn die anwesenden Amtsbrüder entschuldigten. Denn diese erwiesen ihm, als einem der Ausgezeichneten seines Standes, weit mehr Aufmerksamkeit und Achtung, als wir Beide, d'Auvergne und ich, erwartet hatten oder wünschten. Süßigkeiten und ausgesuchte Weine wurden vor dem Beginn des Geschäfts herumgereicht. Letzteres eröffnete der Baron mit einer kleinen Vorrede zum Lobe des Herrn von Blaye, wobei sich die näheren Bekannten dieses Herrn kaum des Lachens enthalten konnten, und hieran reihte sich die Vorlesung des Contrakts.

Die Urkunde begann mit den einleitenden Worten, da eine in künftiger Zeit zu realisirende eheliche Verbindung beschloffen sey zwischen Herrn von Blaye und Fräulein von Blancford, so sey die Unterzeichnung des Vertrags durch den Baron von Blancford vor dem Abgange des genannten Herrn in fremde Lande für dienlich erachtet worden &c. &c. Es folgten die gewöhnlichen gegenseitigen Zusagen, dagegen war der ausdrücklichen Einwilligung der Brant mit keiner *Sylbe* gedacht, vielmehr dieser Punkt aufs Sorgfältigste *vermieden*. Auch war für ihre Religionsfreiheit keine *Sorge* getroffen. Uebrigens wurde sie zur Erbin der Bes.

hungen Blancford und Gerons erklärt, falls ihre beiden Brüder ohne Leibeserben sterben sollten, und der Baron behauptete eine Mitgift zu, die mir, der ich seine Lebensart in gewissem Maße seine Vermögensverhältnisse kannte, gemorm vorkommen mußte.

Nach Beendigung des Vorlesens ergriff der Baron die Feder und ich sah, wie die arme Luise, die Hände zusammenschlagend, ihre Augen mit kummervollem, stehendem Blicke zu mir erhob.

In diesem Augenblicke schritt unser Notar, der sich bisher mit den Andern unterhalten, vor und legte seine Hand auf die Stelle, wo der Baron seinen Namen hinschreiben wollte, mit den Worten:

„Verzeihung, Herr Baron von Blancford, ich denke, Herr von Gerons hat in dieser Beziehung ein Wortchen hinzuzusprechen. Er wird eine kurze Erklärung verlesen, der Sie Ihre Aufmerksamkeit schenken wollt und Euch, meine Herren, rufe ich zu Zeugen dieses Akts.“

Nun überreichte er mir das Papier lese mir zuflüsternd: „Weder mehr noch weniger.“

Ich folgte seiner Weisung buchstäblich und las die Eingangs-, Punkt für Punkt ohne Unterbrechung ab. Der Aufschloß mit der Erklärung, daß ich die angeführten Gründe einige andere, nicht minder legale, gegen den bezeugten nach seinen Haupt- und Nebentheilen in aller Form nachzuweisen würde, zu dessen Urkund und Befestigung Prinz von Dauphin von Anvergne als Bürger und Eidesleister aufstelle. Beim Ablesen legte ich mir

stillsch besondern Nachdruck auf die Worte „einige andere nicht minder legale Gründe.“ Es entging mir nicht, daß der Baron in demselben Augenblick erblaßte. Inzwischen faßte er sich bald wieder und herrschte dem Notar, welcher noch immer die Hand auf dem Papier hielt, zu: „Weg mit der Hand, Meister Jean! ich unterzeichne auf jede Gefahr.“

„Ganz nutzlos, Herr Baron,“ erwiderte einer der Rechtsmänner. „Nach dem feierlichen, in legaler Form erklärten Proteste gilt keine Eurer Handlungen, ehe und bevor nicht das Parlament rechtskräftig entschieden hat.“

„Ich will mir selbst Recht schaffen,“ rief Herr von Blaye, wüthend auf mich zugehend. „Wissen wir doch, daß ihr Rechtsmänner Eure Lust daran habt, die Angelegenheiten in den Sumpf Eurer Gerichtshöfe zu ziehen, an dessen Rande ihr Kröten sitzt und nach Belieben quäckt. Wir Obelleute kennen ein kürzeres Auskunftsmittel, und zu einem solchen fordere ich Euch auf, Herr von Gerons. Zeit und Umstände erlauben keinen Aufschub, morgen gehe ich von Paris ab, der Rest dieses Tags gehört uns.“

„Ach! nein! nein!“ rief Luise, indem sie schupstl hend mit ausgestreckten Armen auf mich zuellte.

Doch ehe sie mich erreichte fiel sie ohnmächtig zu Boden. Ich wollte ihr beispringen, aber die Baronesse mit den andern Damen wußten es zu verhindern. Es ergab sich eine Scene der äußersten Verwirrung; die Herren, alle zugleich redend, Jeder seinen Rath gebend, drängten sich um *de Blaye* und mich, die wir uns Stirne gegen Stirne gegenüber standen. Der Baron schien getheilt zwischen uns

und seiner Tochter, ich sah daß er für Pehtere nicht ohne Gefühl war, obgleich er sich alle Mühe gab, es zu verbergen.

Inmitten dieser babilonischen Verwirrung wußte sich die klare Stimme des Prinzen Gehör zu verschaffen. Er rief: „Mit Verlaub, meine Herren! ich habe ein Wort zu sagen, aber ein gewichtiges, das dem ganzen Handel zwischen meinem vortrefflichen Bekannten, Herrn von Blaye und meinem Freunde, Herrn von Cerons, ein Ende machen wird.“

Wie Alle verstummten im Augenblicke mit einziger Ausnahme des Herrn von Blaye, welcher mehrmals in gebietendem Tone Schweigen gebot, damit der Prinz seinen Willen kund geben könne. Als endlich auch er mit einer Verbeugung sich beruhigte, begann d'Auvergne: „Was ich zu sagen habe, ist: Ihr, de Cerons, wollt die Güte haben zu bedenken, daß Ihr meines Vaters Gefangener seyd, daher Ihr von Niemand eine Ausforderung annehmen könnt.“ Euch dagegen, Herr von Blaye, muß ich ersuchen die Ausforderung zurückzunehmen, da kein Mann von Ehre einem zur Annahme unfähigen Edelmann dergleichen bieten kann.“

De Blaye, in augenblicklicher Aufregung und überdies sehr herzlich, tobte nicht wenig bei dieser Erklärung und erlaubte sich einige anzüglichke Bemerkungen, als wären der Herzog und der Prinz um den Verlust des Lösegelds besorgt. Aber d'Auvergne entgegnete sehr salobblütig: „Das fürchtet weder mein Vater noch ich, Herr von Blaye, vielmehr wollen wir einzig verhüten, daß nicht die katholische

* Es gebot das damalige Kriegsrecht.

Armee einen ziemlich tüchtigen Soldaten und tapfern, jungen Edelmann in Eurer Person verliere; denn, wie uns Allen bekannt, würde Euch Herr von Gerons wie eine Ratte zusammenhauen. Kommt, de Gerons, ich bitte um Eure Begleitung.“

Hatte der erste Theil der Rede Herrn von Blaye nicht wenig geschmeichelt, so daß er sich mit selbstsüchtigen Blicken bedäugelte, so rief die unerfreuliche Schlußbemerkung die Röthe der Entrüstung, des Ingrimmes auf seine Wangen. Aber d'Auvergne nahm keine weitere Nothz davon, die Thatsache meiner Gefangenschaft ließ sich nun einmal nicht abläugnen, und mit einem Blick auf die arme Luise verließ ich das Zimmer. Martin Bern, den wir unter der Hausthüre fanden, flüsterte der Prinz im Vorbeigehen ein Paar Worte zu. Der Kaufmann verbeugte sich tief, wir saßen auf und ritten davon.

Zwanzigstes Kapitel.

Es war mir bei dem peinlichen Auftritt nicht entgangen, daß weder Herr La Tour noch die beiden lieben Knaben, die täglich mehr und mehr als ächte Ebenbilder ihrer edlen Mutter heranwuchsen, sich blicken ließen. Später erfuhr ich, daß es schon mehrmal nicht an dergleichen unangenehmen Scenen gefehlt habe, Luises Einwilligung die von ihr verabscheute Verbindung zu erzwingen. Ihre Brüder waren darüber einige rasche Aeußerungen des

stets entschlüpft, und auch La Tour hatte in einer mildern, obwohl nicht weniger entschiedenen Form Einsprache gethan. Folge davon waren, daß der Baron alle drei auf einige Zeit entfernte, und bei dem fatalen Ausgange der Audisance mochte er sich zu dieser Vorsicht recht herzlich selbst wünschen. Mir schickte er denselben Abend noch ein erhebenbes Billet zu, das aber dennoch darauf berechnet schien, eine umständliche Antwort hervorzurufen. Nach kurzem Bedenken zeigte ich es dem Prinzen, welcher mich gerade besuchte. Er las es aufmerksam und gab es mir zurück, indem er, über seine Jahre verständig, sagte:

„Behaltet es, de Gerons, und wenn Ihr meinem Rathe folgt, so antwortet Ihr nur im Allgemeinen und so kurz als möglich.“

Ich folgte und erwiderte auf all die hochtrabenden Fragen, wie ich es wagen könne gegen seine Verfügung über sein Kind und Eigenthum Einsprache zu thun, nichts weiter als daß ich auf eine Weise gehandelt hätte, die sich vor einem Gerichtshofe als rechtmäßig darstellen würde. Da mir aber sehr am Herzen lag, es mit dem Vater Deren, die ich mein nennen wollte, nicht zu verderben, ließ ich es an Versicherungen meiner Anhänglichkeit, meiner Ergebenheit nicht fehlen.

b'Arvergne billigte mein Schreiben. Beim Zurückgehen nahm er mich vertraulich am Arme und sagte: „Nun aber, de Gerons, an die Ausführung unseres Vertrags! Ihr müßt, nachdem die Sache so weit gediehen, angeblich unter den festgesetzten Bedingungen in die Niederlande

abgehen. Eurer eigenen Sicherheit wegen müßt Ihr es, denn Euer Aufenthalt in Paris würde für Euch als bekannten, ausgezeichneten Hugenotten sehr gefährlich seyn. Aber auch um unsern Willen müßt Ihr es thun. Mein Vater und ich wünschen gewiß das Gelingen Eurer Werbung, aber bedenk: man darf uns nicht darum ansehen, als maßten wir uns ein ungeziemendes Uebergewicht über de Blaye oder Herrn von Blancford an. Unsere Bemühung muß sich auf Sicherung der Möglichkeit des Erfolgs beschränken, und sobald wir von der Abreise de Blayes bestimmte Gewißheit haben, müßt Ihr Ehre und Ruhm zu gewinnen suchen mit der schönen Aussicht auf den Besitz der Geliebten.“

Ich hielt mich ihm durch meine Ehre zu päpstlichem Gehorsam verpflichtet und bat nur noch um Einen Tag Verzug, um meine Vorbereitungen zur Reise treffen, und mich von der Abreise des Herrn von Blaye überzeugen zu können. In dieser Zeit hatte ich noch viel zu besorgen. Ich schrieb an den Admiral von Coligny, benachrichtigte ihn von den mir auferlegten Bedingungen mit der Bitte, was er von meiner Vaarschaft noch in Händen hätte, bei Gelegenheit an Meister Bern zu übersenden. Auch Moric En dem hatte ich zu schreiben; ich übergab ihm das Kommando meiner Truppen im Dienste der protestantischen Prinzen. Außerdem mußte ich mich für die Reise und den Dienst vollständig equipiren, da meine gegenwärtige Ausrüstung sehr unvollständig war. Außer meinen bisherigen Begleitern konnte ich kaum auf weitere Mannschaft rechnen, da nur

Wenige in Paris geneigt waren sich der armen, verfolgten Sekte anzuschließen.

Am folgenden Morgen ritt ich nach Paris, geradewegs auf Martin Berns Haus zu. Hier wies man mich jedoch in die Wohnung Levi Judis, des großen Goldschmiede. Ich fand daselbst einen Haufen Bekannter in einem kleinen, finstern Gemache in ernsthafter Unterredung begriffen. Es waren die besten christlichen Kaufleute; Esaias Ahar und seine Tochter Miriam; außerdem Levi, der getaufte Jude, welcher bei meinem Eintritt das Wort führte, aber augenblicklich verstummte. Sie waren augenscheinlich über irgend ein Begebnis erstent, welches, wie ich später hörte, der glückliche Erfolg meiner Opposition gegen den jungen Herrn von Blaye war. Hier erfuhr ich denn auch, daß dieser Herr diesen Morgen mit Tagesanbruch hatte abreisen müssen, weil ihm von Blois ein scharfer Verweis wegen seines allzulangen Zögerns zugekommen war.

Miriam's Freude überstieg alle Grenzen, und ein Schatte von Unbehagen im Benehmen des jüngern Martin Bern beim Anblick der unzweifelhaften Theilnahme des Märchens brachte mich hier zum erstenmal auf eine Vermuthung über den Zustand ihrer beiderseitigen Herzen, einen Zustand der ihnen vielleicht selbst noch unbekannt war.

Nach kurzer Unterhaltung über das Hauptthema meines Herzens nahm ich den guten Kaufmann bei Seite. Ich setzte ihn von meiner nächsten Bestimmung in Kenntniß mit der Bitte, mir noch vor Abend für die nöthige Equipirung und zwar zu dem billigsten Preise zu sorgen. Nach Abzug

der darauf gehenden Kosten wolle ich den Rest der Baarschaft in seinen Händen lassen, da ich auf die Reise gehend versehen sey. Auch bat ich ihn, falls er Gelegenheit hätte Luitzen allein zu sprechen, ihr zu sagen, daß ich sie immer lieben und von der Werbung um ihre Hand nie absehen würde.

Er besann sich etw. wenig, notirte sich meine Aufträge in seine Schreibtisch und erwiderte in seinem trockenen Geschäftstone: „Alles soll wo möglich geschehen, gnädiger Herr, und ich will Euch heute Abend in Champigny aufwarten. Aber ich hätte eine Bitte, die Euch von einem armen Kaufmann etwas seltsam vorkommen mag. Sie besteht darin, daß falls Ihr je wieder durch diesen Handel Eures edlen Veters mit Herrn von Blaye in Bedrängniß kommt, Ihr einem von uns schnell, bestimmte Nachricht ertheilt. Obwohl schlichte Bürger, haben wir doch bei manchen Familien ein Wörtchen mitzusprechen, und wäre gestern Euer Widerspruch nicht von Erfolg gewesen, wer weiß ob Martin Bern umsonst auf der Treppe gestanden hätte?“

Ich drang auf nähere Erklärung, aber er wich aus und mit dem Versprechen, seine Theilnahme an meinem Schicksal durch das vollste Vertrauen von meiner Seite zu erwiesern, nahm ich Abschied und kehrte nach Champigny zurück. Den Prinzen fand ich daselbst mit Schreiben beschäftigt, mehrere mit verschiedenen Siegeln versehene Briefe vor ihm auf dem Tische. Nachdem er den selbigen zu Stande gebracht, händigte er mir sie alle ein.

„Es sind Briefe,“ sagte er, „von meinem Vater und einigen Ministern des Königs an verschiedene Prinzen und Edle in den Niederlanden und an der rheinischen Grenze Deutschlands. Zwei davon gehören dem Prinzen von Oranien. Sie werden Euch sonder Zweifel die beste Aufnahme sichern, und Ihr selbst werdet dann schon dafür sorgen den Flug zu Höben zu nehmen. Der Meinige ist an den Grafen von Berg, dem ich einige Gefälligkeiten erwiesen, und dieser hier im höchsten Nothfall an den Herzog von Alba. Ich sage im höchsten Nothfall, das heißt, Ihr bedient Euch seiner nur falls Albas Verfahren Euer Leben in Gefahr setzt. Zwar ist er ein hochherziger, tapferer Mann, aber das Wasser von Toledo, das den Stahl in so hohem Grade härtet, ist auch auf sein Herz nicht ohne Einfluß geblieben. Beim Anblick des Briefs wird er Euch gewiß in Freiheit setzen, wie er zu thun verpflichtet ist. Kann ich Euch in künftiger Zeit irgend einen Dienst erweisen, auf irgend eine Weise gefällig seyn, so wendet Euch an mich, de Geronç, wie an einen Bruder, und verlaßt Euch darauf, ich geb' Euch im Augenblick Nachricht, und wäre Ihr auch am andern Ende der Welt, sobald das Geringste von der Rückkehr Eures Nebenbuhlers verlautet.“

Ich dankte ihm, wie man sich denken kann, und die Unterhaltung ging nun auf tausend andere Gegenstände über, bei denen überall seine Herzensgüte, sein gesundes Urtheil hervorleuchtete, so daß ich ihn nur um so mehr bewundern und lieben mußte.

Nachts gegen zehn kam Martin Bern mit seinen Schwern

beladenen Pferden. Er brachte Alles, was ich bedurfte, aber ein kleines Billet hatte für mich höhern Werth als alles Uebrige. Es war von Luise, zwar sehr kurz, aber so wie angenehm für mich zu lesen:

„Theurer Heinrich! tausend Dank, tausend und aber tausend Segen auf Dein Haupt, daß Du mich vom Wahnsinn rettetest. Ich befinde mich nun besser, befinde mich wohl. Sie kennen nun Deine Liebe zu mir, kennen die melnige für Dich, und sollen sehen, daß wir ausharren. Das Schlimmste ist vorüber. Mich können sie nicht wandeln machen. Auf immer die Deine!

Luise.“

Aber noch angenehmer war mir Martin Berns Erzählung. Er hatte Luise gesehen, ja lange mit ihr gesprochen auf ihrem Zimmer. Den Tag zuvor war sie so leidend gewesen, daß die Besorgnisse des Barons rege wurden, und zu einiger Vergütung hatte er Juwelen, reiche Gewänder für sie kommen lassen. Wie wenig kannte er die edle Natur seines Kindes! Bei Luise hätte Ein Wort der Güte mehr vermocht als alle Juwelen der Erde.

Unsere Unterhaltung ging endlich auf andere Punkte über, und der gute Kaufmann stellte mir die langverschobene Verschreibung über die bezogene Summe aus. Ueberdies gab er mir erforderliche Anweisung, wie ich im Fall der Noth in einer der großen Städte auf meinem Wege mit Geld verschaffen könnte. Ich war nun vollständig equipirt und begann den andern Morgen mit Tagesanbruch meine Reise mit dem Vorsatze, vorerst den Prinzen von Oranien

aufzusuchen. Die wohlwollende Gesinnung des Prinzen Dauphin äußerte sich bis zum letzten Augenblick. Er war zur Zeit meiner Abreise bereits auf, kam in den Hof herab und nahm, ehe ich aufsaß, durch die brüderlichste Umarmung von mir Abschied.

Ich fand den Prinzen von Oranien aufs Mühsamste beschäftigt, eine genügende Armee auf der deutschen Rheinseite zur Unterstützung der insurgirten Protestanten in den Niederlanden zusammen zu bringen. Da er und sein Bruder, Graf Ludwig, mit unsern Truppen in Frankreich in vielfachem Verkehr standen, so war ihm mein Name nicht unbekannt. Er nahm mich gütig und mit Freuden auf, aber eine gewisse kalte, argwöhnische Zurückhaltung, die allerdings sehr nothwendig seyn mochte, war fast geeignet die Anhänglichkeit an ihn im ersten Keime zu ersticken. Ohne seine bereits bekannte Weisheit, Kriegserfahrung, Tapferkeit, Entschlossenheit wäre man versucht gewesen zu behaupten, daß er gerade unter allen Sterblichen am Wenigsten zu Behauptung des Charakters eines Volksführers passe.

Inzwischen offenbart sich der große Unterschied zwischen dem bloßen launischen Ausbruch der Volksunzufriedenheit und dem entschlossenen Widerstande gegen unleidliche Unterdrückung nirgends schlagender als bei der Wahl der Führer. Jener genügt der heftige, ungestüme, zungenfertige Demagog, dieser muß sich nach dem ruhigen, kalten, geisteskräftigen Statemmann umsehen.

Der Prinz von Oranien gab mir ein ansehnliches Commando, aber es dauerte lange bis er mir sein Ver-

James. Heinrich von Geront. IV. 5

Der erste Beweis seines steigenden Vertrauens zu mir war mehr diplomatischer als kriegerischer Natur. Seine Bewegungen waren durch tausend ungünstige Zufälle verzögert worden, und nun schickte er mich nach Holland, um mit Sonnoy Rücksprache zu nehmen und den Muth der holländischen Unzufriedenen möglichst aufrecht zu erhalten. Von Holland hatte ich die Kunde zu machen durch Utrecht, Geldern und Friesland, und meine Bemühungen fielen Ganzen über Erwarten glücklich aus. Bei meiner Rückkehr fand ich den Prinzen sehr vergnügt darüber, und als ich ihm über Alles Bericht erstattete verzog sich seine Lippe einem stillen Lächeln, worüber ich plötzlich inne hielt.

„Ihr wünscht die Ursache meiner Heiterkeit zu erfahren, Herr von Gerons,“ sagte er; „da habt Ihr sie. Es

nung zu, was das Product der Intelligenz ist, und mühen sich ab Motive zu entdecken, die wahren, die er ihnen vorlegt, übersehend. Jedenfalls," fuhr er fort, „habe ich gute Nachrichten für Euch, Nachrichten die Euch als Protestanten und Franzmann gleicherweise willkommen sehn werden. In Frankreich ist der Friede geschlossen, und es bestätigen sich damit die geheimen Zusicherungen von Unterstützung, die Ihr mir von Seite Königs Karl überbracht habt, und denen ich bisher kein Zutrauen schenken konnte.“

Er ließ sich nun in eine umständliche Erzählung der neuesten Ereignisse in Frankreich ein; Ereignisse von denen mir nur unzusammenhängende, vage Berichte auf meiner Reise zu Ohren gekommen waren.

Die heitere Physiognomie der öffentlichen Angelegenheiten täuschte uns alle. Die militärischen Rüstungen der niederländischen Protestanten hatten reißend schnellen Fortgang, Stadt um Stadt erhob sich gegen die Tyrannei des Herzogs von Alba. Wo Führer, Hülfstruppen nöthig waren, wurden sie aufs Schnellste aus dem Lager des Prinzen entsendet, und mein kriegerisches Leben begann zum zweitenmal.

Ich kann mir aber die Mühe ersparen länger dabei zu verweilen. Die allgemeinen Ereignisse jener Zeiten sind in Geschichtsbüchern verzeichnet, und meine persönliche Laufbahn bot nichts als die gewöhnlichen Begegnisse im Leben eines Soldaten, der, herzhast von Natur, jeden Beweggrund zum Wagnis und Handeln hat. Ich war nicht weniger thätig oder brav als andere, und vor Andern der Günstigste.

ren und Belohnungen floßen mir von allen
 gleich erhielt ich erfreuliche Nachrichten aus
 e Protestanten wurden nicht nur sehr groß-
 ein mit ganz besonderer Vorliebe behandelt,
 beherrschte den Hof und ein vollständiges fran-
 zösischer Heer sollte, so war zugesagt, mit dem Prin-
 zanten gemeinschaftliche Sache machen. Die
 Zeit gedieh auch wirklich so weit, daß ich durch
 Kurier dreierlei äußerst gewichtige Depeschen be-
 kam, die einen sollte Graf Ludwig eine Correspon-
 denz flandrischen Protestanten unterhalten, nach der
 sollte er Mons in seine Gewalt bekommen, und durch
 erhielt ich unter der Hand Commission vom Kö-
 nig Frankreich zu Errichtung eines Regiments protes-
 tanten Soldaten im Dienste der flandrischen Insur-

reß geschah in der Mitte des Frühlings von 1572.
 Die Commission dem Prinzen vorwies, rief er:
 Täuscht uns der Mann, de Cérone, so vergiftet er we-
 der als kein Mittel, die Augen Aller zu blenden. Jedem
 aber müssen wir unsern Vortheil bestens nutzen, mag
 es in arglistiger Absicht geboten seyn oder nicht. Könn-
 t Ihr entschließen, de Cérone, zu einer sehr gefährlichen
 Expedition nach Mons? Ihr hättet meinem Bruder daselbst die
 Nachricht zu bringen, daß er sich einer Belagerung von
 Seite des Herzogs von Alba gewärtigen dürfe, daß ich aber
 so gewiß ohne allen Zeitverlust zum Entsatz herbeieilen
 werde. Von dort solltet Ihr Euch ohne Verzug zu

Frankreich begeben und das uns bestimmte Regiment for-
iren.“

Man kann sich denken, daß ich keinen Augenblick zau-
rte, und so setzte ich mich mit einer Schaar, die bereits auf
anzig Mann angewachsen war, nach Mons in Bewegung.
Ich traf daselbst kurz vor Anfang der Belagerung ein und
ward von dem tapfern, unternehmenden Prinzen von Nassau
sehr freundlich empfangen. Am demselben Tage noch
führte er mich die Festungswerke und behielt mich Abends
bei der Tafel. Es ließ sich nicht verkennen, daß er meiner
Zukunft mehr als gebührende Bedeutung zu geben suchte,
und dadurch den Muth der Garnison und Bürgerschaft auf-
recht zu erhalten.

Nach der Tafel ward ich unter Facellschein und in Beglei-
tung eines Offiziers des Prinzen in mein Quartier ge-
führt. Auf unserem Wege die Straße entlang begegneten
wir einem kleinen Trupp Soldaten, welche stehen bleibend
uns nachsahen. Im nächsten Augenblick hörte ich laut
einen Namen nennen, ein junger Offizier sprang uns nach
und umarmte mich leidenschaftlich. Wie groß war mein
Erstaunen, als ich in ihm meinen jungen Vetter Karl er-
kannte. Er begleitete mich in meine Wohnung und dort
erfuhr ich, daß Beide, er und sein Bruder Albert, unfähig
die Tyrannei der Stiefmutter länger zu ertragen und das
unglückliche Glend des Vaters mitanzusehen, den väterlichen
Rath verlassen und sich mit dem jungen Prinzen von Nassau
nach Mons geworfen hatten. Hier trafen sie einen Herrn
bekannt unter dem Namen Graf Ludwig von Nassau.

meiner alten Freischaar unter Moric Endems Befehl. Als ich ihnen sagte, ich wäre im Begriff ein französisches Regiment für den Prinzen von Oranien zu errichten, baten sie mich dringend unter mir dienen zu dürfen.

Die Angelegenheit war bald im Reinen, ich schickte nach Moric, der sich, vor Freunden mich wiederzusehen, ganz nährisch geberdete. Augenscheinlich hatten sich seine Umstände seit unserer Trennung nicht zum Besten gestaltet, und er gestand, daß das Glück meiner Schaar angetren geworden sey seit dem Tage von Jarnac. Nur sechs Mann hatten Moncontour und Arnat le Duc überlebt, und am andern Morgen bat ich Graf Ludwig aus diesen sechs nebst Moric und meinen beiden Vettern den Kern des künftigen Regiments bilden zu dürfen. Er nahm einigen Anstand, denn er hatte keine Leute zu verschwenden. Doch gab er nach, als ich mich erbot ihm eine gleiche Zahl meiner bisherigen Begleiter zum Austausch zu überlassen.

Ich suchte nun meine Abreise möglichst zu fördern; allein die Abenteuer zu Mons waren noch nicht alle besanden. Ich mußte mir Geld verschaffen zu Anwerbung des Regiments, da ich Martin Vern meinen ganzen Reichtum über die Dauer meiner Abwesenheit in Händen gelassen. Glücklicherweise hatte ich einen Brief des guten Mannes an einen der reichsten katholischen Bekehrer in Mons; zu diesem eilte ich, nachdem ich zuvor Moric und den beiden Vettern einen Wink gegeben, sich zur Abreise bereit zu halten.

Ich fand den alten Bankier in einem reichen Dracab

anzug, die schwarze Samtmütze auf dem breiten Kopfe, die Feder im Munde. Er hörte mich an, las den Brief und sah mir dann mit vornehmem Schmelzen ins Gesicht. Endlich sagte ich ihm, ich hätte Eile und er möchte sich erklären.

„Ihr gleicht eben der Beschreibung nicht,“ erwiderte der Alte trocken. „Wie kann ich erfahren, wenn Ihr solche Eile habt, daß Ihr der Rechte seyd?“

Ich antwortete, wie ich denke, etwas ärgerlich und er entgegnete: „Hahaha, der Franzmann will doch immer oben 'naus, aber es muß sich gerade schiden, junger Herr, daß zu dieser Stunde in diesem Hause sich ein Theilhaber des Hauses Martin Bern und Compagnie befindet.“

„Wie, sein Neffe?“ rief ich.

„Der nicht, junger Herr,“ war die Antwort, „aber wir wollen ihn sprechen, und Ihr sollt alsogleich Antwort haben.“

Damit stand er auf, öffnete die Thüre hinter seinem Stuhle und sprach ins Nebenzimmer hinaus. Im nächsten Augenblick ließ sich eine alte Bekanntschaft unterm Eingang blicken — die Gestalt Salomo Ahars. Der gute Jude stürzte vorwärts und fiel, nach orientallischer Weise mich umarmend, mir um den Nacken.

„Wie sehr verlangte mich Dich zu sehen, mein Sohn,“ begann er; „wie wird sich die arme Miriam freuen, wenn sie Dich in Sicherheit weiß! Aber bleib nicht in dieser Stadt, bis sie eingeschlossen, bis sie belagert wird. Wohl läßt sich hier seyn, so lange man kommen und gehen kann, denn viel läßt sich machen in Gold und Silber und in leichter Waare

wenn einer Stadt Bestürmung von außen droht. Aber ! weiser Mann sollte bleiben wenn die Thore verschlossen ! gleicherweise gegen den Ausgang, wie gegen den Eintritt ! Bleib nur bis zu meiner Abreise, mein Sohn, die in wenigen Tagen erfolgt, dann reisen wir zusammen nach Paris, ein gewisser Dolch mit goldenem Griffe und sieben feine Juwelen am Hefte Dir in Sicherheit aufbewahrt ist. ! Dein Geld ist in Interessen angelegt, und im Handel ! gesetzt, und trägt Dir, wie ich denke, wohl an die fünf vom Hundert.“

Wegen des Gelds war nun jeder Anstand gehoben. Ich theilte dem Juden, der sich wirklich dankbar und milde erwies, meine Pläne mit und erhielt von ihm schätzbare Winke über die Gegend, wo sich mit Leichtigkeit rekrutiren ließe. Ich bezog die nöthige Summe, nahm von Salomon Abschied und befand mich in Kurzem außerhalb der Mauern von Mons auf der Straße nach Frankreich.

Es fehlte nicht an feindlichen Streifpartheien zwischen Mons und Cambray, und nur mit Mühe erreichten wir französische Gränze. In Kurzem wuchs meine Schaar auf drei bis vierhundert Mann, und ich wollte eben meine Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien ins Werk setzen als ich Antwort vom Admiral und dem Prinzen von Condé vergne, denen ich geschrieben, erhielt. Sie empfahlen meine Vereinigung mit dem Corps des tapfern aber unglücklichen Genlis, welcher auf Befehl des Königs ungefähr sechshundert Mann zusammengebracht hatte. Auch benachrichtigte mich der Admiral, daß der König auf seine Bitte das

gut Les Bois für mich zu einer Herrschaft erhoben, mit dem Titel Graf des Bois und de Gerons.

Allerdings sehr erfreuliche Nachrichten, und obgleich mir der plötzliche Einfluß des Admirals am französischen Hofe fast unbegreiflich vorkam, gehorchte ich doch seinem Anstalten und machte Anstalt mich mit Genlis zu vereinigen. Dabei aber war ich fest entschlossen ganz unabhängig von diesem zu operiren, wenn mir seine rasche Eitelkeit dies zur Pflicht machen sollte. Im Briefe des Admirals hieß es bestimmt, daß Genlis zu dem Prinzen von Dranien stoßen würde, als ich aber in Royon zu ihm gelangte, fand ich ihn entschlossen gegen Mons vorzurücken.

Inzwischen hatte die Belagerung dieses Platzes schon begonnen und da ich aus guter Quelle erfahren, daß der Herzog von Ascot die Armee des Herzogs von Alba zu verstärken im Begriffe stand, kam mir Genlis' Idee, Mons mit weniger als sechstausend Mann zu besetzen, so absurd vor, daß ich ihm ohne Weiteres meine Begleitung abschlug, da meine Pflicht wäre, zu dem Prinzen von Dranien zu stoßen. Er antwortete Anfangs höhnisch, bald aber bat er mich ihm wenigstens bis St. Quentin zu folgen, da er erfahren, daß die Bauern auf der Grenze vom Herzoge von Alba bewaffnet worden wären und in bedeutender Zahl in bortiger Nachbarschaft ständen.

Am folgenden Tage legten wir den kurzen Marsch bis Ham zurück, hier aber erfuhren wir, daß uns Don Ferdinand de Toledo gegenüberstand, nicht mit einer Schaar un-
disciplinirter Bauern, sondern mit regelmäßigen, und

wachsenden Streitkräften. Der Feind war keine fünf Stunden von uns entfernt, eine Schlacht war unvermeidlich und an einen Rückzug in diesem Augenblick nicht zu denken. Und doch hatte ich vor Sonnenuntergang nur noch Einen Wunsch — den, mit verhängtem Jügel nach Paris zu jagen. In Guiscard, wo wir Nachquartier nahmen, holte mich nämlich ein Kurier des Prinzen d'Auvergne ein. Die wenigen Zeilen seines Schreibens waren so kurz und bündig gefaßt, daß man ihnen die ungestüme Eile des Freundes ansah.

„Wenn Ihr mit Ehren.“ lautete der Brief, „Euer Kommando aufgeben und nach Paris kommen könnt, so fährt es ohne Verzug aus. Euer Nebenbuhler ist ohne vorläufige Ankündigung zurückgekommen und befindet sich zu Paris im Hause des Barons Blancford. Ihr werdet mich deßhalb schelten, aber ich mag den Tadel aushalten, denn auf Ehre, ich verdiene ihn nicht. Er wußte seine Reise sorgfältig zu verbergen und obwohl ich ängstlich Wache hielt, fand ich mich doch getäuscht. So eilt denn zurück, de Cérans, denn Ihr Protestanten vermögt gegenwärtig Alles bei Hofe, zögert Ihr aber nur eine Stunde, so mag Herrn von Blancfords Einfluß den Ausschlag gegeben haben. Denkt wohl nach über einen neuen Operationsplan, denn wißt, Eure frühere Einsprache ist, wie sich voransetzen ließ, vom Parlament für Chicanerie erklärt und Ihr in eine Buße von hundert Kronen verurtheilt worden. Wollt Ihr das Schwert entscheiden lassen zwischen Euch und Eurem Gegner, so vergeßt nicht Euren Freund d'Auvergne.“

Ich ließ dem Boten kaum Zeit zur Erholung, und schickte ihn mit zwei Briefen an den Prinzen d'Anvergne und Martin Bern zurück. Jenen benachrichtigte ich von unserer gegenwärtigen Lage dem Feinde gegenüber, und daß ich nur noch den Ausgang des Treffens abwarten wolle, um nach Paris zurückzukehren. Martin Berns Scheldeworte hinsichtlich meines Verhältnisses zu Rußen waren in diesem Augenblick der einzige Schimmer von Hoffnung, der mir noch blieb. Ihm theilte ich das Vorgefallene in möglicher Kürze mit, indem ich ihn bat das Aeußerste aufzubieten, um den Baron von einem übereilten Schritte abzuhalten.

Man kann sich vorstellen, daß diese Nachrichten nicht geeignet waren, mich mit Genlis Tollheiten zu versöhnen. Wirklich setzte ich mich den andern Morgen äußerst übelgelaunt in Marsch, aber unsere Bewegungen und die Nachlässigkeit und eitle Zuversicht Genlis in Leitung des Ganzen sollten meinem Unmuth noch um ein gut Theil Nahrung geben. Wir kamen an einen kleinen Fluß, über den wir eine Brücke schlagen mußten. Da ich bei der herrschenden Verwirrung voraussah, daß wir im Fall eines Angriffs von Seite eines selbst um die Hälfte schwächeren Feindes total geschlagen werden müßten, ließ ich meine Leute einen alten Kirchturm besetzen. Schon früher war er von Musketenfeuer durchbrochen worden, und nun ließ ich ihn, einen Unfall ahnend, während des Brückenbaus einigermaßen in Vertheidigungsstand setzen.

Nach Vollenbung der Brücke setzten wir unsere Marsch

fort und gelangten in ein kleines Gehölz, das wir nicht in militärischer Ordnung, sondern eher auf Nachzügler-Manier durchzogen. Kaum hatten wir es hinter uns, so ward unsere Vorhut durch ein starkes, feindliches Reitercorps auf das Centrum zurückgeworfen. Ich griff die spanische Reiterei an und durchbrach sie. Aber nun zeigte sich, daß es eine Falle gewesen. Von einer Parthie Weidenbäume aus, die uns in der Flanke lag, wurde meine Mannschaft heftig beschossen, die feindliche Reiterei machte Angriff auf Angriff und so, unvermuthet überfallen und von der feindlichen Ueberlegenheit erdrückt, mußten wir nach einem andert-halbständigen hoffnungslosen Kampfe auf beste Manier die Flucht ergreifen. Allerdings that Genlis, was Muth, Geschicklichkeit und kaltes Blut zu Verbesserung der vorangegangenen Fehler ausbieten konnten, aber vergeblich. Er ward über den Versuch, den Rückzug der Infanterie zu decken, gefangen, und Alles was ich vermochte, war, einen Theil und zwar einen sehr kleinen Theil meiner Leute mit einem einzigen Stück Geschütz zu retten.

Ich ward lebhaft verfolgt, so daß mir zu Abtragung der Brücke keine Zeit blieb. Der einzige Ausweg war, mich in die Kirche zu werfen und sie so lange als möglich zu vertheidigen. Hier kamen mir nun die Vorarbeiten von heute morgen gar trefflich zu statten. Die verfolgende Reiterei hielt uns die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tags blockirt, allein sie konnte nicht lange genug *sich halten, um uns auszuhungern.* Wir hielten sie durch *unser Kleingewehrfeuer in respektabler Entfernung und eine*

kleine Abtheilung Musketiere, die sich mit ihr vereinigte, ward mit Verlust zurückgetrieben.

Endlich verlangte ich zu kapituliren, da ich sah, daß die Leute den Mangel des Wassers empfindlich zu fühlen begannen. Ich erhielt günstigere Bedingungen, als ich mir je hätte träumen lassen. Wir durften mit unsern Waffen abziehen, nur mußten wir schwören, zwei volle Jahre nicht gegen den König von Spanien zu fechten; höchlich erfreut über diesen Ausgang übergaben wir unsere Posten und schlugen die Richtung nach Noyon ein. An diesem Ort beklagte sich mein Vetter Karl zum erstenmal über eine Wunde in der Schulter, die er jedoch für unbedeutend hielt. Ich übergab ihm das Kommando und machte mich mit Moric und ein Paar Andern auf den Weg nach Paris, fest entschlossen, den übriggebliebenen tapfern Gefellen durch des Admirals Vermittelung wo möglich eine Belohnung auszuwirken.

Albert von Blancford blieb bei seinem Bruder. Ich erfuhr hernach, daß sich Karls Wunde in derselben Nacht bedeutend verschlimmerte, so daß er das Kommando an Albert abgeben mußte. Dieser, über den Zustand seines Bruders beunruhigt, vertheilte den größern Theil meiner zurückgelassenen Baarschaft unter die kläglichen Ueberbleibsel des Regiments und ließ sie auseinandergehen. Mit seinem Bruder, der nur in einer Sänfte fortgeschleppt werden konnte, kehrte er nach Paris zurück ins Haus seines Vaters, wo er nichts als Sorge und Verwirrung finden sollte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Entfernung war beträchtlich, aber unsere Pferde waren gut, auch standen wir im Monate August, wo die Tage noch lang sind, und so konnten wir die Route von Royon nach Paris in Einem Tage zurücklegen. Wir erreichten die Hauptstadt als eben die Schatten der Dämmerung zu fallen begannen, und nun beschäftigte mich die Frage wohin ich zuerst meine Schritte wenden sollte. Zum Prinzen d'Anvergne mochte ich nicht gehen, da ich wußte, daß er im Falle einer blutigen Entscheidung meines Zwists sich das Vorrecht des Sekundaten nicht nehmen lassen würde. Unmöglich konnte ich den Gedanken ertragen, die Hoffnung und den Schmuck des erlauchten Hauses einer solchen Gefahr um meinetwillen aufgesetzt zu sehen! * Es handelte sich daher nur um die Frage, ob ich zuerst dem Admiral von dem unglücklichen Ausgang der Expedition persönlich Bericht erstatten, oder direkt zu Martin Bern gehen sollte um mich nach Luifen zu erkundigen. Beinahe hätte die Liebe triumphirt, aber ich widerstand und ritt nach der Wohnung des Admirals in der Straße Bethisy. Ich fand erstere in einem hübschen Gasthause, aber der Admiral war bei Hofe, und ich, auf diese Weise ledig meiner Pflicht, eilte nach dem Hause des Kaufmanns.

Tropf der bedeutenden Wechselfälle während der Kriegs-

* Es war damals Sitte in Frankreich daß die Sekundaten am Swellkampf Theil nahmen.

zeiten waren Martin Bern und seine Genossen in Folge des Friedens und der unzlöglich bei Hofe für die Protestanten eingetretenen günstigen Stimmung zu großem Reichthum gelangt. Schulden, bereits für verloren gegeben, waren mit beträchtlichen Zinsrückständen eingegangen, und waren auch andere noch im Ausstand, so gehörte doch der ehrliche Kaufmann zu den wohlhabendsten Männern der Hauptstadt. In seinem Hause erkannte man dies, an ihm selber nicht, denn beim Eintritt ins Zimmer, wo er gerade mit Weib, Bruder, Nessen und Kindern beim Abendbrod saß, konnte ich nicht die geringste Veränderung in seinem Betragen wahrnehmen. Noch immer war er derselbe gute, einfache Handelsmann, wie ich ihn auf meiner Reise nach Angoulême gefunden. Sie freuten sich Alle mich wieder zu sehen, und um keine Störung zu verursachen, nahm ich an ihrem Mahle Theil, während Moric und meine übrigen Begleiter in das ausstoßende Gasthaus einquartirt wurden.

Ueber dem Essen benahm sich Martin Bern ernst und gedankenvoll, aber nicht traurig. Sein Nefse hatte sich zum statilichen jungen Manne von edlem Anstand ausgebildet, in seinem ganzen Wesen drückte sich eine Festigkeit, eine Männlichkeit aus, die auf eine Gedanken-, eine Gefühlsveränderung seit unserem letzten Beisammenseyn unverkennbar hinwies.

Vor dem Schlusse des Mahls erhob sich der junge Mann und sagte zu seinem Oheim: „Ich gehe nun zu Herrn Nhar und hole das Bewußte, das er für Herrn von Gerons aufgebracht,“ und als er draußen war, sagte

Ältere hinzu: „Ihr wißt wohl bereits, wie ich voraussetze, Herr von Gerons, daß Guer alter Bekannter, Herr Salomo Ahar, unser Associé geworden, aber wohl schwerlich ist Euch die Ursache seines Uebertritts bekannt?“

„Uebertritt!“ rief ich. „Wollt Ihr damit sagen, daß er ein Christ geworden?“

„Freilich, denn auf andere Weise hätte er keinen Theil bekommen können an unserem Geschäfte. Nun ist er, Gott sey Dank! ein guter katholischer Christ! Und Ihr sollt den ganzen Hergang erfahren. Nachdem mein Nefse einige Jugendthorheiten durchgemacht, lernte er die wahrhaft Lebenswerthen Eigenschaften des Herzens lieben und schätzen und fand sie mit Schönheit und Reizung vereinigt in Miriam Ahar. Nur Ein Stein des Anstoßes war dabei — ihre Religion; aber diesen wußte Martin aus dem Wege zu räumen. Der ehrliche Jude meinte, da hentzutage doch Alles verkehrt sey, so möge der Vater auch einmal der Religion des Kindes folgen, wie dieses bisher der Religion des Vaters. Dem gemäß schwur er sein Judenthum ab, wie vor ihm sein Verwandter Levi, und ward in den Schooß der Kirche aufgenommen. Miriam wird in wenig Wochen die Frau meines Nefsen; inzwischen hat ihm diese Belehrung eine solche Gelehrtheit unter den katholischen Geistlichen verschafft, daß ich glaube sie machten ihn zum Bischof, wenn es ginge. Allein dieß zöge einen Strich durch die Heilrath, wie Ihr wißt, gnädiger Herr, und so denk' ich, bleibt er ein Kaufmann.“

Am Schlusse des Mahls entfernten sich Mutter und

Kinder, und Martin Bern ging auf meinen Brief und meine gegenwärtigen Angelegenheiten über.

„Ich hab' Euch viel zu sagen, gnädiger Herr,“ begann er, „muß Euch über allerlei meine Ansicht mittheilen. Zum Ersten seyd Ihr zwar vorerst gerettet, aber nur für einen Tag, und Ihr verdankt es einzig dem Plane, den unsere kleine Miriam vor Eurer Abreise schon ausersonnen. Euer Vetter, der Baron, ist Salomon Ahar mit einer bedeutenden, mir mit einer geringern Summe verschuldet, und da er diesem Herrn von Blaye eine beträchtliche Mitgift zugesagt, so schlug Miriam die Einforderung der Gesamtschuld, die seine ganze bewegliche Habe übersteigt, auf Einmal vor. Ich willigte ungern ein, außer im Fall unumgänglicher Nothwendigkeit, daher hielt ich auch, als Ihr bei einer frühern Gelegenheit die Unterzeichnung auf andere Weise zu hintertreiben wußtet, zurück. Diesmal aber, das wußt' ich, war keine Zeit zu verlieren, und hätt' ich auch nicht Euren Brief bekommen, würd' ich doch gehandelt haben, wie ich that. Ich kam nämlich beinahe täglich in des Barons Haus, weil der Mann stets um Geld, die Frau immer um Juwelen und reiche Stoffe in Nothen ist. So erfuhr ich denn, daß der Baron hoch und theuer geschwiehrt, seine Tochter solle ihre Einwilligung geben in die Heirath mit Herrn von Blaye, oder Er selbst werde katholisch und zwingen sie nach der Weise unserer Religion zum Gehorsam. Das thut er aber nicht aus Vorliebe für Herrn von Blaye, vielmehr verabscheut er diesen, sondern seine Frau übt einen gewissen Zauber über ihn, dessen Natur wir nicht kennen.“

James. Heinrich von Gerons. IV.

Ein Geheimniß ist in ihren Händen, verlaßt Euch dar
 das ihn ganz in ihre Gewalt gibt. Wie dem sey, der
 strige Tag und zwar um die Mittagsstunde war zur Ur
 zeichnung bestimmt. Es war schon Alles beisammen,
 ich mich einsand. Ich wußte, daß die Baarschaft für
 Mitgift bereit war, und hatte mich mit allen leg
 Formen versehen, und so ging ich, in Begleitung ein
 Rechtsverständigen, die jede Wendung, jeden Winkel
 Gesetzes kennen, hin. Wirklich floß das Geld in m
 Tasche, und nicht in die des Herrn von Blaye, aber
 Baron bemerkte mit stolzer Miene: „das habe nichts zu
 gen, er sey bereit zu unterzeichnen, und zu Bezahlung
 versprochenen Mitgift, so wie zu pünktlicher Erfüllung
 ner Zusage wolle er das Gut Ceron's im Aufstreich in
 Hallen des Justizpallastes verkaufen und vor Ablauf d
 Woche Herrn von Blaye den Betrag einhändigen.“

„Großer Gott!“ rief ich, „und hat er es ausgefü
 Es war immer mein Ehrgeiz, das Gut bereinst wiebe
 mich zu bringen.“

„Bis jetzt noch nicht, gnädiger Herr,“ erwie
 Martin Bern, „aber heute haben wir Freitag, gut, mo
 ist der letzte Wochentag, sein Wort ist gegeben, der Ver
 angekündigt, er kann nicht zurück. Freilich sah ich u
 wie bei der kalten Bemerkung Herrn von Blayes, da
 für Weiße zuträglich seyn möchte, den Vertrag erst
 erfolgter Beischaffung der Mitgift zu unterzeichnen,
 Baron die Röthe ins Gesicht kieg, daß ich fürchtete
 Bern möchten ihm springen. Er wendete sich gegen

Gemahlin, aber das stolze Weib hob den Finger an die Lippe, und der Baron sank urplötzlich in die gewohnte Unterwürfigkeit zurück. Können Ihr, gnädiger Herr, den Verkauf nicht hintertreiben — etwa durch den Beweis der Unveräußerlichkeit des Guts — so wird es verkauft, der Vertrag unterzeichnet. Noch mehr, das Fräulein muß die Gattin eines Menschen werden, den sie verabscheut, oder sie wandert in die Abgeschlossenheit eines Klosters, aus der Ihr sie nicht befreien könnt.“

„Ach! lieber Freund!“ war meine Antwort, „dergleichen kann ich leider nicht beweisen. Weiß ich doch selbst, daß das Gut veräußerlich ist, denn mein eigener Vater hat's verkauft. Es ist kein Stammgut, sondern hängt ganz von des Barons Willen ab. Es gibt nur noch Ein Mittel und zu dem muß ich nun greifen. Luise muß mit mir stehen, unter solchen Umständen ist dieser Schritt zu rechtfertigen.“

„Gibt Ihr einen Entschluß faßt,“ versetzte der Kaufmann in seinem kalten berechnenden Tone, „wollen wir die Sache nochmals reiflich überlegen. Was würdet Ihr dem Manne geben, der Euch beweisen könnte, daß die Herrschaft de Gerons auf ewige Zeiten unveräußerlich ist, und der noch überdies Mittel und Wege wüßte, wie Ihr mit Eurem geliebten Fräulein fliehen mögt — und zwar wohl gemerkt, mit Ihr als Eurer Gemahlin und mit voller Einwilligung ihres Vaters?“

„Was ich geben würde?“ rief ich. „Was ich nicht geben würde, solltet Ihr fragen, lieber Freund.“

„Nun denn, Herr von Gerons,“ sagte der Kaufmann etwas schneller als gewöhnlich, „ich muß mit der Sprache heraus, denn ich höre eben Schritte auf der Treppe. Erstlich sollt Ihr ernstlich und gänzlich einem Mädchen seine Knechtstuden verzeihen. Zum Zweiten, eine härtere Bedingung sollt Ihr einen guten Rath ohne Gegenfrage annehmen. Drittens habt Ihr Euch für die nächsten drei Tage ganz meiner Führung zu unterwerfen.“

„Gerne!“ sagte ich, „von Herzen gerne,“ aber ich hatt' ich nicht geendet, und Martin wollte gerade seinen Bruder zum Zeugen unseres Vertrags aufrufen, als Nefse mit Salomo Ahar und Miriam eintrat, die nun die lieblichen Jungfrau herangereift war.

„Falscher Kaufmann!“ rief das Mädchen dem alten Bern entgegen, „Ihr habt ihm Alles verrathen! ich sehe an Eurem Gesicht! Ihr habt's ihm gesagt.“

„Gewiß nicht, Miriam,“ erwiderte der Kaufmann. „Ich hab' ihm nichts gesagt.“

Sie wollte fortfahren, aber ihr Vater drängte sich und sagte: „Stille mit dem Unfuhn, Mädchen; laß uns den Geschäft beenden. Gnädiger Herr, hier ist der Dolch, das Eigenthum, auf dessen Rechnung Ihr in meiner Schuld steht mit —.“ Er wollte das Dintenhorn hervorziehen, als Martin Bern ihn zum Schweigen brachte mit den Worten: „Nehmt mich zum Hauptknecht, lieber Bruder, Kapital und Zins, nach Gesetz und Recht. Wir haben andere Dinge zu berathen. Untersucht Euren Dolch, gnädiger Herr; findet Ihr nichts, was Euch auffällt.“

„Ich weiß,“ erwiderte ich, „daß das Heft hohl ist. Mein armer Freund Stuart sagte es mir, und daß Papiere darin wären. — Aber ich kann es nicht aufmachen,“ setzte ich hinzu, mich ungeduldig abmühend. „Es wäre besser, wir verschafften uns einen Hammer.“

„Wir kommen auf minder gewaltsame Weise damit zu Stande,“ versetzte Martin Bern. „Wenn Ihr ihn nur der hübschen Dame geben wollt, sie wird ihn gewiß zu öffnen wissen.“

Miriam nahm ihn mir mit dem Blick anmuthiger Abbitte aus der Hand. „Wollt Ihr mir verzeihen, edler Graf, wegen einer Handlung, deren ich mich schämen könnte, würden mir diese Herren nicht sagen, daß meine Reugter zu Eurem Nutzen ausschlagen werde? Ich machte zuerst die Entdeckung, daß der Griff hohl ist, ja ich hab' ihn geöffnet, und den Inhalt gelesen. Vergebt mir; weiß ich doch, bin ich doch sicher, daß Ihr es thut.“

Mit diesen Worten schraubte sie den kleinen goldenen Ring ab, der das Heft gerade an der Stelle umgab, wo die Klinge eingesetzt war. Ein großer Smaragd oben an der Spitze ward gleichfalls mit Leichtigkeit abgenommen und sodann die Klinge mit einem weit kleinern Stahlhefte aus dem goldenen Futteral gezogen. Der wirkliche Griff war mit einer feinen Pergamentrolle wohl sechs mal umwickelt. Ich schlug die Rolle auf, und erblickte unten die Handschrift meines Veters, des Barons. Das Ganze war eine in legaler Form ausgestellte, von meinem Vetter unterschriebene Uebereinkunft, wodurch er auf die Veräußerung der Herr

schaft Gerons und der Baronie Blancford auf ewige Zeiten verzichtete. Dagegen sollte die Nachfolge in dem ersten auf mich übergehen, falls der Baron ohne männliche, und gleicherweise in der zweiten, falls er überhaupt ohne Descendenz verstarbe.

Die Urkunde enthielt den Grund dieser Uebereinkunft. Mein Vater überließ nämlich dem Baron die Herrschaft Gerons und ein anderes Gut unter dem wahren Werth, und knüpfte diese Bedingung daran, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, diese Besitzthümer jemals aus den Händen einer Familie kommen zu lassen, der sie seit Jahrhunderten angehört hatten. Ein gewisser Des Charpes hatte in der Eigenschaft eines Zeugen mit unterschrieben, Martin Bern machte mich, der ich wie vom Blitz gerührt dastand, darauf aufmerksam, indem er sagte:

„Der ist noch am Leben, und zwar geehrt und geachtet vom ganzen Parlament als eines seiner ausgezeichnetsten Mitglieder. Ich habe ihn gefragt, ob er sich des Handels noch erinnere und kann Euch versichern, daß er mit großer Rücksicht von Eurem Vater spricht und jede Zeile beschwören kann, obwohl er bereits achtzig Jahre hinter sich hat.“

„Wirklich ganz außerordentlich wichtige Umstände,“ sagte ich, Berns Hand ergreifend, „aber ich fürchte, mein Freund, durch Anrufung dieser Rechte mache ich die Kluft zwischen mir und meinem stolzen Vetter nur um so größer. Wie soll ich durch Wahrung meiner Gerechtsame seine Achtung, seine Neigung gewinnen?“

„Bemerket Ihr denn nie, Herr von Gerons,“ sagte der

Kaufmann, „daß es Leute gibt, die uns hart und hochmüthig behandeln, indem sie uns lieben, während sie höflich und nachgiebig sind gegen Solche, die sie fürchten? Der Baron liebt Euch mehr als jeden Andern, seine eigenen Kinder ausgenommen; er achtet Euch, schätzt Euch, während er zugleich Eure Nebenbuhler haßt, verachtet, fürchtet. Unterstützt Ihr ihn gegen diesen Herrn von Blaye, indem Ihr zugleich Eure Rechte mit rücksichtsvoller Festigkeit behauptet, so wird er in Euch seine Stütze suchen und seine bessern Gefühle gewähren lassen. Zuerst wollen wir den Verkauf zu Wasser machen, und damit, verlaßt Euch darauf, machen wir auch die Heirath rückgängig. Und hätten wir nachher Zeit, könnten wir auch diese das Ihrige thun lassen. Aber,“ fuhr er nachdenklich fort — „aber ich will nicht vertrauen dem, was die Zeit bringen mag. Ist doch alles in dieser Welt ein Gegenstand des Kaufens und Verkaufens, und so, Herr von Gerons, was gebt Ihr mir für das Weib, das Ihr liebt?“

„Was ich auf Erden besitze!“ erwiderte ich lächelnd.

„Nein, nein, so viel nicht,“ versetzte er. „Wollt Ihr sechzigtausend Livres geben?“

„Wenn ich sie hätte, gewiß,“ war meine Antwort, „aber ich habe sie nicht.“

„Deinthe so viel ist in meinen Händen,“ entgegnete er. „Zwölftausend Kronen zu siebenundfünfzig Pariser Sous machen — doch gleichviel! Ihr sollt sie haben. Willigt Ihr ein?“

„Ich willige,“ sagte ich, „aber wie, lieber Freund soll ich“ —

„Blickt her, Herr von Gerons,“ sagte er, indem er eine Schreibtafel hervorzog und mir einen Wechsel überreichte. „Hier seht Ihr, anerkennt und verspricht ein gewisser August, Herr von Blaye, auf Verlangen an Martin Vern zu bezahlen die Summe von sechzigtausend Livres als Passivrest des gegenseitigen Saldo. Ueberträgt nun Martin Vern diesen Wechsel auf Euch, und übertragt Ihr ihn in Gemäßheit gewisser Concessionen auf einen gewissen Baron von Blancford — was sagt Ihr?“

„Daß Hoffnung vorhanden ist,“ erwiderte ich, „daß wirklich Hoffnung vorhanden ist. Allein, lieber Freund, da ist noch gar Vieles zu bedenken.“

„Nicht viel, an das ich nicht bereits gedacht,“ versetzte Jener. „Ihr habt bereits eingewilligt, Euch meiner Leitung für die nächsten drei Tage zu überlassen, habt überdies versprochen, guten Rath von mir anzunehmen ohne Widerrede. Seht Ihr noch so gesinnt?“

„Ich bin stets bereit mein Versprechen zu halten,“ erwiderte ich. „Was habt Ihr für einen Rath?“

„Er klingt freilich etwas hart,“ sagte Martin, „nicht mehr, noch weniger, als mir diese Nacht noch eine Kaufsurkunde auszustellen über Schloß und Gut Les Bois, wofür ich Euch die Summe von sechzigtausend Kronen gebe in Wechseln, klingender Münze oder Creditbriefen.“

Er sprach ernst, fest, traurig und mit gerunzelter Stirne.

und als ich einredend begann mit „aber,“ fiel er mir alsbald ins Wort.

„Ihr verspricht,“ sagte er, „keine Wiberrede. Auf ein Wort,“ fuhr er in leiserem Tone, mich bei Seite nehmend, fort, „ich weiß zwar wenig — vielmehr nichts, aber argwöhne viel, Herr von Ceron. Mit Einem Wort, ich denke, könnt Ihr die Hand der schönen Luise mit ihres Vaters Einwilligung erhalten, und bald möglichst mit ihr von Paris entfliehen, mögt Ihr wohl und weislich zu Werke gehen. Folgt darin meinem Rathe, nehmt meine Handschrift für die Summe, laßt mich den scheinbaren Eigenthümer von Les Bois vorstellen bis auf bessere Zeiten, gewiß will ich Denen gegenüber, die Euch das Gut überliefern, Euer Betragen rechtfertigen. Braucht Ihr das Geld nicht, so mögt Ihr es zurückgeben und bekommt dafür wieder Euer Gut. Jedenfalls schützt Ihr Euch gegen die Gefahr der Confiscation.“

Alldies trug so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß ich ein Thor gewesen, wenn ich es nicht beherzigt hätte, um so mehr, als mir die plötzliche Sinnesänderung des Hofs in Beziehung auf den Admiral und die Königin von Navarra äußerst verdächtig war. Demgemäß wurde noch in Anwesenheit seines Neffen, Bruders und des Abraham Ahar, die Uebereinkunft zwischen uns Weiden zu Papier gebracht, und so war Martin Bern Eigenthümer von Les Bois, wenn auch nicht in der That, doch dem Namen nach.

Bald darauf ließen uns die Uebrigen allein, denn zwischen Martin und mir war das Tagesgeschäft noch als

vorüber. Er blieb dabei, daß ich vorläufig in seinem Hause wohnen müsse und ehe ich mich zur Ruhe begeben durfte, setzte er die Unterhaltung noch ein Paar Stunden fort, wobei er seine Ansichten mit mercantilscher Kürze und Genauigkeit entwickelte. Es handelte sich nämlich bei dieser Consultation um die Frage, wie ich mich am folgenden Tage benehmen sollte, und darüber werde ich an seinem Orte genaueren Bericht ablegen.

Endlich gelangte ich ermüdet und erschöpft in mein Gemach, und kein fürstliches Palais hätte mir comfortablere, luxuriösere Bequemlichkeit bieten können. Ich war zu müde, um sogleich einschlafen zu können und noch mochte ich keine zwei Stunden wirklicher Ruhe genossen haben, als der junge Bern eintretend sich neben mein Lager setzte. Er blieb über eine halbe Stunde, und seine Unterhaltung war nicht wie die seines Oheims ausschließlich den Geschäften gewidmet. Er sprach von den Tagesbegebenheiten, handelte einige unbedeutende, einige ernsthaftere Gegenstände ab, die den Leser nur wenig erbauen würden. Aber die ganze Zeit über schien mir, als hätte er irgend Etwas auf dem Herzen, und beim Abschied beugte er sein Haupt auf mich herab und flüsterte:

„Falls Ihr die große Glocke von St. Germain l'Auxerrois zu ungewöhnlicher Stunde ertönen hört, so eilt aus Paris, wenn es Tag ist, und wärs Nacht, so flieht zu mir.“

Dann brachte er den Finger an die Lippe zum Zeichen des Schweigens, und entfernte sich ohne Antwort abzuwarten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Mein nächster Gang am andern Morgen war zum Admiral Coligny, da aber dieser Besuch weder auf meine, noch auf die protestantische Sache von Einfluß war, so brauche ich mich bei demselben nicht aufzuhalten. Zuvor schon hatte ich meinem Vetter geschrieben, ihm Nachricht von seinen Söhnen gegeben, und um eine Unterredung wegen einer für uns Beide gleich wichtigen Angelegenheit gebeten. Ich bediente mich der wohlwollendsten, liebevollsten Ausdrücke, und nahm seine Zeit nur auf wenige Minuten vor Mittag in Anspruch.

Bei meiner Heimkunft fand ich die Antwort vor. Die Handschrift war nicht die seine, obwohl man ihr ansah, daß man Jene hatte nachahmen wollen. Der Inhalt, affektirt-höflich, kam einer Abweisung gleich.

Der Baron hieß es, würde sich glücklich schätzen, mich bei sich zu sehen, so wie jeden seiner nahen Verwandten, und er würde mich jederzeit, wann ich bei ihm einzusprechen beliebte, empfangen. Um mir aber unnütze Mühe zu ersparen, mußte er mir zu wissen thun, daß er außer Stande sey, vor nächsten Montag meinen Besuch anzunehmen. Einige nichtsagende Complimente über meine Tapferkeit und Auszeichnung waren beigelegt, nebst einer herzlosen Dankagung wegen meiner Sorge und Aufmerksamkeit für seine Söhne.

Nachdem ich es gelesen, gab ich das Billet Marthe Bern, dessen einziger Commentar war: „So müssen wir“

eben in die Parlamentshalle, wo Alles für uns bereit ist. Kommt, gnädiger Herr, ich stehe zu Diensten.“

Freilich ging mir dieser offene Rechtsandel mit dem Vater Lufsens sehr zu Herzen, und ich machte mich mit dem festen Vorsatz auf den Weg, durch nichts mich zu einem zornigen Wort, raschen Ausdruck verleiten zu lassen. Wir waren die Ersten auf dem Plage, und beim Auf- und Abgehen im Saal „der verlorenen Schritte“ richtete mich Martin Berns Bemerkung etwas auf, daß ich in meinem Vetter ein ganz verändertes Wesen finden würde.

Zehn Minuten später ward eine leichte Bewegung unter dem Haufen von Bittstellern und Prozeßführenden am obern Saalende sichtbar, und ein Greis trat aufrechten Gangs, aber langsamen Schritts zu jener Thüre ein, seine Richtung nach dem Eingange des großen Zimmers nehmend. Er sah blaß und verwittert, aber trotz der kleinen Statur nahm er sich würdig aus und das Auge schien nichts von seinem Feuer verloren zu haben. Beim Anblick Martin Berns blieb er stehen und richtete die Augen auf mich, aber schon im nächsten Momente kam er auf mich zu und ergriff meine Hand.

„Ich kann mich unmöglich irren,“ begann er. „Es muß Herr von Gerons seyn. Mein werther, junger Freund! Es freut mich Euch noch vor meiner Abreise nach jenen Wohnungen zu sehen, die Euer Vater sonder Zweifel schon erreicht hat und die, wie ich bemühtig in Christo vertraue, auch mir sich in Bälde erschließen werden.“

Es bedurfte keiner andern Worte, um mich zu über-

zeugen, daß es der Präsident des Chappes war, von dem mir Martin Bern bereits gesagt hatte. Nach einigen einleitenden Worten ging die würdige Magistratsperson alsbald auf meine Angelegenheit über.

„Trotz einer kleinen Unpäßlichkeit,“ sagte er, „bin ich gekommen, den Verkauf des Besitzthums zu verhüten, da ich nicht wußte, ob Ihr zu rechter Zeit da seyn würdet. Niemand kennt die Bedingungen besser als ich, unter denen das Eigenthum auf Euren Vetter überging, da ich die Urkunde, die ich in Euren Händen sehe, selbst aufsehte. Ich war damals am königlichen Gerichtshofe zu Bordeaux, und obgleich es nicht gerade in meinen Geschäftskreis einschlug, brachte ich doch Alles für Euren Vater in Ordnung mit meiner eigenen Hand. Ach! ich dachte nicht, daß ich ihn nach diesem Acte nie wieder sehen sollte. Aber hier kommen, denke ich, Eure Gegner, ich will nicht sagen, Eure Feinde, denn Familienzwistigkeiten seh' ich nicht gerne. Es muß der Baron Blancford seyn, oder sonst Jemand, der sich eine Bedeutung beilegt.“

Ich kehrte mich um, und erblickte wirklich den Baron, dem einige andere Herren folgten. Er trat hastig in den Saal in heftigem Wortwechsel, wie mir dünkte, mit Herrn von Blaye. Jedenfalls sahen sie finster drein und ihre Wangen waren erbläut; im Zweifel, ob nicht vielleicht der Anblick meines Gefolges im Vorzimmer diese Zeichen des Unwillens heraufbeschworen, blieb ich unbestimmt um den Sturm auf meiner Stelle stehen. Allein zu meinem großen Erstaunen schritt der Baron auf mich zu und

mir die Hand. „Heinrich,“ sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme, „mein armer Knabe ist angekommen, todt krank an seiner Wunde darniederliegend. Ich sehe, Du fähst für mich und Niemand soll mich abhalten, Dir zu danken für die Güte und — und —“

Im Verlauf der Rede fielen seine Augen auf die bleiche, verwitterte Gestalt des Präsidenten des Chappes. Zweifel und Ueberraschung drückten sich auf seinem Gesicht aus, er erblaßte, stoltzte und setzte endlich verwirrt hinzu: „Karl wünscht dringend Dich zu sehen. Er erwartete Dich diesen Morgen. Wer ist der da neben Dir, der Alte?“ fragte er etwas leiser.

„Ein alter Freund meines Vaters,“ erwiderte ich, „Herr des Chappes, früher zu Vorbeaur.“

Der Baron zitterte heftig, und um ihm Zeit zur Erholung zu geben, fuhr ich fort: „Ich hätte Euch zuvor mit einem Besuch heimgesucht, aber Ihr schlugt es ab, mich vor Montag zu empfangen.“

„Ich!“ rief Jener, „davon sagt' ich kein Wort. „Ich sagte, Du wärdest mir jederzeit willkommen seyn — ich —“

„Lieber Vetter,“ erwiderte ich, „ich habe ja Euren Brief, da ist er!“

Er nahm ihn und las ihn und nie in meinem Leben sah ich eine Wange, selbst nicht bei einem schüchternen Mädchen, so oft die Farben wechseln. Zuletzt riß er das Papier in tausend Stücke, trat mit den Füßen darauf und rief: „Man hat mich zum Narren! Es ist das Wort eines Betrügers, Heinrich, deshalb kann ich nicht mehr sagen.“

Er hielt inne und sah sich ungeschlüssig im Zimmer um, während Herr von Blaye, ein hartnäckiges Schweigen beobachtend, mit der Degenquaste spielte. Die andern Begleiter des Barons unterhielten sich leise zusammen.

„Nun spricht mit ihm allein,“ flüsterte mir Martin Bern zu, der sich mittlerweile an Herrn des Chappes gehalten und ich folgte seinem Rathe, indem ich zu Blancferb sagte: „wie es scheint, mein edler Vetter, rührte die abschlägige Antwort von heute Morgen von einem Irrthum der Baronesse hinsichtlich Eurer Absichten her. Ich bat um eine Unterredung, um Euch eine sehr wichtige Thatsache mitzuthellen. Vielleicht schenkt Ihr mir nur fünf Minuten Zeit unter vier Augen; die Versteigerung nimmt vor einer Viertelstunde nicht ihren Anfang.“

„Aber wo sind wir allein?“ fragte der Baron mit einem flüchtigen Witz auf des Chappes. „Ich fürchte —“

„O, in einem der Bureaux,“ sagte der Präsident, dem keines unserer Worte entgangen war. „Ich warte hier auf Euch, mein junger Freund. Guiffier, führt die beiden Herren in ein Cabinet, wo sie sich besprechen mögen.“

„Mit Verlaub,“ fiel Herr von Blaye ein, „soll ich hier müßig meine Zeit verderben bis zu Eurer Rückkehr, Baron?“

„Ihr laßt hieher, denkt ich, lieber Herr,“ erwiderte der Baron ruhig, „dem Verlauf anzuwohnen, nicht meine Unterhaltung zu genießen. Diese möchte auch nicht sehr amüsant für Euch seyn,“ und auf diese Worte folgten wir

Beide dem Hufschier in ein kleines Zimmer, wo wir uns allein sahen.

Sobald sich die Thüre hinter uns geschlossen, ergriff der Baron meine beiden Hände und sah mir mit wildem, verstörtem Blick ins Gesicht. „Heinrich!“ begann er, „was hast Du vor, was soll all das bedeuten?“

„Nichts weiter,“ erwiderte ich ruhig aber fest, „als daß das Gut Cerons nicht verkauft werden kann. Zwingt mich nicht, Euch etwas Unangenehmes zu sagen, Ihr wißt ja so gut als ich, daß es nicht verkauft werden darf noch kann.“

„Heinrich,“ pläzte der Baron heraus, „bring mich nicht zur Verzweiflung.“

„Behüte Gott!“ versetzte ich ernst; „lieber alles Andere als Das. Im Gegentheil, gnädiger Herr, wendet Euch Denen zu, die Euch wirklich lieben, Euch nützlich seyn können und zählt mich unter die Eifrigsten derselben. Ich habe mich emporgeschwungen aus dem Nichts durch eigene Kraft und von keinem Menschen unterstützt. Mit Eurem Beistande kann ich zu Eurer Vertheidigung weit mehr thun und, erlaubt Ihr es mir, will ich in zehn Minuten den leeren Seden dort züchtigen, der Eures lieben Kindes Mitgift, nicht ihre Hand sucht. Das Gut Cerons kann nicht verkauft werden, aber ich will Euch in den Stand setzen zu —“

„Ihr könnt nicht, könnt nicht,“ fiel mir der Baron heftig ins Wort. „Ihr wißt nicht, daß ich mich zu einer großen Summe verpflichtet, die ich nicht bezahlen kann. Das Geld, das ich zur Mitgift des armen Kindes entlehnt, ist

dahin. Ich kann ihr nichts mitgeben; er wird die Summe fordern, die ich ihm als Schuldner verschrieben. Wird die Versteigerung rückgängig, bin ich entehrt.“

„Nein, nein,“ sagte ich, „für all dieß läßt sich Rath schaffen.“

„Unmöglich! unmöglich!“ flüsterte er leise. „Ich bin ruiniert, verloren. Dein Widerspruch ist schon genug. Ich kann den Verkauf nicht aufhalten, ohne seine Ansprüche zu provoziren. Du kannst ihn nicht aufhalten, ohne Alles zu riskiren.“

„Aber hört mich,“ sagte ich, „hört mich doch. Ich weiß Alles, Ihr braucht Euch in keine Erklärungen einzulassen. Willt Ihr ein in meine Heirath mit Luise, ohne Mitgift, ohne Erbtheil, so erlaub' ich Euch, den Verkauf zu untersagen ohne irgend eine Erwähnung von meiner Seite — noch mehr, hört mich! ich setze Euch überdieß in den Stand, den Anspruch dieses Menschen mit einem einzigen Worte nichtig und ihn zu Eurem Schuldner zu machen. Ich weiß, er kann die Schuld nicht bezahlen, daher —“

„Könnt Ihr das, könnt Ihr das?“ rief der Baron mit freudestrahlenbem Gesicht.

„Wohl kann ich es, lieber Vetter,“ sagte ich, „und ich wills in diesem Augenblick. Und wagt er auch nur die Nase zu rümpfen, so peitsch' ich ihn aus dem Saale wie einen undressirten Hund.“

„Ganz unnöthig, ganz unnöthig!“ rief der Baron mit triumphirendem Blicke. „Er ist mein Schuldner, ich nicht der seine, das ist genug. Aber ach Heinrich,“ fuhr er in der

James. Heinrich von Gerons. IV.

frühere Trostlosigkeit zurückkehrend, fort, „ach Heinrich! noch ein anderer, ebenso schlimmer Umstand. Auf beiden Seiten gleiches Verderben und greif' ich nach der Hand, die Du mir edel und großmüthig bieteest, fall' ich in den andern Abgrund. Ja, es ist doppelte Vernichtung, wenn der Verkauf nicht vor sich geht. Was kann ich, was soll ich thun? Sag mirs, sag mirs, wenn Du barmherzig bist!“

„Ich sag es Euch, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt,“ war meine Antwort, „aber Ihr müßt Euch schnell entscheiden, denn Eile thut Noth. Das dringendste Uebel ist das nächste. Der Präsident des Chappes wird gleich nach dem Aufruf das Verbot einlegen, er muß dann den Rechtsgrund zu Protokoll geben und nichts kann seine Erklärung jemals ungeschehen machen. Nun kommt Euch aber Herr von Blaye auf den Hals und hofft Ihr, er, der Libertiner ohne Grundsätze, werde Euch in irgend einer Weise schonen? Jedenfalls laßt uns diesen Umstand beseitigen und wir wollen dann jeder andern Schwierigkeit, jeder andern Gefahr nach Kräften begegnen. Willigt Ihr ein, Herr?“

„Du kennst nicht diese Schwierigkeiten, Heinrich, hast keinen Begriff davon. Aber Deinem Verlangen muß entsprochen werden. Luise wird die Deine, aber Du gelobst mir Hilfe — Rettung, wenn es Dir möglich?“

„Bis auf den letzten Blutstropfen,“ erwiderte ich, „aber ich weiß, ohne wenigstens mehr als Ihr Euch vorstellt. Ihr seht bedroht, wenn Ihr Euer Kind einem Andern gebt als diesem Libertiner,“ er nickte bejahend, „und

ist die Baronesse, die Ihr fürchtet?" Hier unterbrach er mich mit den Worten: „Nicht sie! nicht sie!“

„Aber die Geheimnisse, in deren Besitz sie ist?“ fuhr ich fort und er ward todtessblaf.

„Der einzige Weg,“ sagte er nach minutenlanger Pause „der einzige Weg ist — geheime Trauung.“

„Nein, Herr,“ erwiderte ich, „so soll es nicht seyn, aber Eure Einwilligung will ich verschweigen. — Hört mich!“ fuhr ich fort, als ich ihn bereit sah, auf den Vorschlag ohne irgend eine Bedingung einzugehen, „hört mich ruhig an. Ich halte Eure Einwilligung geheim über die Dauer Eures Lebens, ausgenommen das Gesetz verpflichtete mich zum Geständnisse oder ich würde dazu genöthigt durch irgend einen Versuch, unsere Verbindung zu annulliren. Seyd Ihr damit einverstanden, so stellt mir eine eigenhändige Einwilligung in meine Heirath unter dieser Bedingung aus, und mach' ich je dieses Papier ohne Noth bekannt, so sey ich der Ehrlosigkeit verfallen. Dagegen tret' ich Euch diese Verschreibung ab, wir verlassen alsbald dieses Zimmer, untersagen den Verkauf und troken dem übermüthigen Buben ins Gesicht. Dort auf dem Pult ist Dinte und Papier.“

„So sey es!“ rief der Baron neubelebt in einem zuversichtlichen Tone. Er ergriff die Feder und schrieb was ich ihm diktirte. Nachdem er es übersehen, stellte er mir das Blatt zu und keine Einbildungskraft vermag den Gefühlen gleichzukommen, mit denen ich es annahm.

Dagegen cedirte ich ihm die Verschreibung. Während

ich schrieb, hielt er nachdenklich die Augen auf den Boden geheftet.

„Heinrich,“ sagte er, die Verschreibung zu sich steckend, ohne die Unterschrift mehr als eines flüchtigen Blicks gewürdigt zu haben, „Du hältst mich entweder für schwach, weil ich mich von einem Weibe beherrschen lasse oder für schuldig, weil ich sie fürchte. Aber glaube mir bei meinem Eid, ihre Gewalt über mich beruht auf einer groben Betrügerei. Wenige unglückliche Worte, gedankenlos niedergeschrieben und nach der Wendung, die sie ihnen zu geben wußte, das Geständniß einer That enthaltend, die ich verabscheue, haben mich zu Glend und Slaverie verurtheilt.“

„Das bedaure ich,“ erwiderte ich, „ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo Ihr mir größeres Vertrauen schenkt und dann bin ich zweifelsohne im Stande, zu —“

In diesem Augenblick öffnete ein Kutscher die Thüre mit den Worten: „Herr Baron, die Versteigerung beginnt. Wir eilten in den Saal, aber noch ehe wir ihn erreichten, erfolgte der Aufruf und gleich darauf ließ sich die Stimme des Präsidenten des Chappes vernehmen. „Ich thue Einsprache gegen den Verkauf im Namen Heinrichs, Grafen von Gerons und des Bois.“

„So spricht doch,“ flüsterte ich dem Baron zu, „thut gleichfalls Einsprache, daß es von meiner Seite zu keiner Erklärung kommt.“

„Auch ich verbiete den Verkauf,“ rief der Baron, die Stimme erhebend, dann fügte er im gewöhnlichen Ton bei:

„so eben ist mir eine Mittheilung insinuiert worden, die meine Absichten gänzlich ändert.“

„Wirklich, Herr?“ rief Herr von Blaye mit zorniger Miene sich nähernd; „dann seyd Ihr, wie ich nicht zu vergessen bitte, mein Schuldner im Betrage von vierzig tausend Livres.“

„Verzeiht, mein Vester!“ sagte der Baron in der kalten bittern Weise, deren er sich früher mehr als einmal gegen mich bedient, „verzeiht, wenn ich anders dieß Papier verstehe, seyd Ihr mein Schuldner im Betrage von zwanzigtausend. Wir wollen unsere Rechnung ausgleichen, sobald es Euch beliebt.“

Der junge Mann warf einen Blick auf das Papier und erkannte es im Augenblick. Dann sah er mich an und sagte: „Ich weiß, wem ich deshalb verschuldet bin und will meine Rechnung quitt machen noch vor Ablauf einer Woche.“

„Ich rechne auf Eure Pünktlichkeit, Herr von Blaye,“ erwiderte ich. Doch der Präsident des Chappes schlug sich ins Mittel mit den Worten: „Ihr jungen Leute, noch ein paar Worte wie diese führen Euch ins Châtelet. Ich bitt' Euch, Herr,“ fuhr er gegen de Blaye fort, „den Saal zu verlassen, da Euch, wie mich dünkt, die Sache nichts angeht.“

De Blaye war im Begriff zu antworten, aber seine Begleiter nahmen ihn am Arm und schleppten ihn fort. Wir blieben noch etwa zehn Minuten im Saale, indem der Baron sich mit möglichster Fassung mit Herrn des Chappes zu unterhalten suchte. Sobald wir uns auf der Straß befanden, gieng er lang und lebhaft auf mein Lieblingsther

ein. Er drang nun auf unverweilte Tränung und Abreise mit Linsen und versprach Letztere vorzubereiten.

„Zögerst Du,“ sagte er, „so kommt die ganze Geschichte ans Licht und ich bin genöthigt, Deine Heirath öffentlich zu sanctioniren oder mich zu widersetzen. Letzteres kann natürlich nicht seyn, aber da Du mir möglichste Schonung zugesagt, Heinrich, so hoff ich wirst Du durch Beobachtung des tiefsten Geheimnisses und durch die schnelligste Ausführung dem Ganzen den Charakter eines ohne väterliche Einwilligung vollzogenen Actes zu geben wissen.“

Meine Antwort kann man sich denken. Aber die Furcht des Barons war nicht minder lebhaft als die Hoffnungen eines Liebhabers, und er wendete sich plötzlich zu Martin Bern, der hinter ihm auf den Stufen des Pallasts stand. Ihre Unterhaltung betraf denselben Gegenstand, denn der Baron hatte bereits aus verschiedenen vorangegangenen Aeußerungen erkannt, daß Martin Bern die Quelle war, aus der ich meine Drakel geschöpft. Inzwischen konnte ich auf ihr Gespräch nicht Acht geben, weil in diesem Augenblick ein Zug Leute vorbeipassirte und ehe ich mich versah, lag die Hand des Prinzen d'Auvergne in der meinigen. Der erste Ausdruck seiner Züge war Freude über das unvermuthete Wiedersehen, aber im Augenblick stahl sich ein anderes Gefühl darüber und nach wenig abgebrochenen Fragen lud er mich auf den folgenden Tag zu sich nach Champigny.

Aber eine gewisse Hoffnung in meiner Brust verhinberte mich ja zu sagen und ich antwortete lächelnd, ich möchte vielleicht genöthigt seyn, Paris vorher zu verlassen. Er er-

wiederte mein Lächeln, schien aber etwas verlegen über meine Antwort und sagte: „Nun wohl, so mag es denn seyn.“ Aber ehe er sich entfernte, trat er mir näher und sagte leise: „Versprecht mir auf Eure Ehre, de Gerons, morgen Abend mich in Champigny zu besuchen wenn Ihr Paris nicht vorher verläßt. Ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen.“

Ich versprach es ohne Zögern und mit einem Händedruck nahm er von mir Abschied. „Nun,“ sagte der Baron, „hab' ich bereits alles verabredet mit dem guten Kaufmann, Deinem Hauswirth. Komm mit, Heinrich, denn Karl, der arme Junge, sehnt sich sehr nach Dir. Heut' Abend besuch' ich Dich und sage Dir, wie ich hoffe, daß Alles bereit ist.“

Ich beabschiedete mich für jetzt von Martin Bern mit manchem Dank für seine ausgezeichneten Dienste, schwang mich in den Sattel und begleitete den Baron nach Hause. Auf dem Wege erlaubte ich mir die Frage: „Habe ich keine Hoffnung, Luise zu sehen? Da die Trauung so nahe ist, wäre es wohl dienlich, ich spräche mit ihr.“

„Nein, Heinrich,“ erwiderte mein Vetter, indem ihm das Blut in die Wangen schoß, „bestehe nicht darauf in Gegenwart der Baronesse. Ist sie abwesend, so kannst Du einen Augenblick mit dem lieben Kinde reden, ihr sagen, daß um allem Jammer ein Ende zu machen die Trauung morgen Nacht in ihrem Zimmer vor sich gehen soll. Der gute La Tour wird von Montmorency herüberkommen, Euch den Segen zu geben, der Vertrag soll legal aufgesetzt wer-

und Albert mag als Zeuge zugegen seyn, da es mir nicht möglich ist. Deine Leute besetzen die Treppe, Euren Ausgang zu sichern, der Kaufmann nimmt es über sich, ein Stadthor für Euch offen zu halten und sobald Luise die Deine, stehst Du ohne Verzug mit ihr nach dem Süden.

„Morgen Nacht sagtet Ihr?“ rief ich etwas bestürzt, „und kann Alles bis dahin ins Meine kommen?“

„Wohl,“ erwiderte er. „Aber wenn sie Dein Weib ist, sag ihr, Heinrich, daß ihr Vater gegen sie von Natur nicht hart war, sag ihr, Heinrich, sag ihr, daß sie das Ebenbild ihrer Mutter ist und daß, was sie auch von mir denken mag, ich sie wegen dieser Aehnlichkeit liebe.“

„O Herr von Blancford,“ rief ich gerührt, „warum schüttelt Ihr das Joch nicht ab, was so schwer auf Euch lastet? warum behandelt Ihr die Drohungen dieses Weibes nicht mit Verachtung?“

„Weil, Heinrich, weil ich mich an den bösen Feind verkauft habe,“ antwortete er trozig. „Aber nun kein Wort mehr davon, ich will Dir einst mehr sagen.“

Indem kamen wir in seiner Wohnung an und ich sah Karl von Blancford, mit welchem in den kurzen zwei Tagen eine traurige Veränderung vorgegangen war. Auch Luise sah ich, aber nur auf wenige Minuten, doch reichten diese hin ihr die Entscheidung unseres Looses anzukündigen und sie zu fragen, ob sie so plötzlich, so geheim, so unvorbereitet die *Meine* werden wolle. Sie schwieg, aber ihre Blicke machten jede andere Antwort unnöthig und ehe sie eine solche

abgeben konnte, hörten wir die Ankunft der Baronesse im Hofe und schieden.

Ich saß einige Stunden bei Karl und was ich ihm von meiner Uebereinkunft mit seinem Vater erzählte, schien auf seinen Zustand besser einzuwirken als alle Verordnungen der Aerzte. Die Baronesse sah ich nicht; bald nach meiner Rückkehr zu Martin Bern stellte sich auch der Baron dafelbst ein und wir brachten über drei Stunden mit den nöthigen Anordnungen zu. Der gute Kaufmann saß daneben, ernst, fast traurig zuhörend. Einmal bedeckte er sich die Augen mit den Händen und seufzte zu wiederholtenmalen schwer auf. Aber er sagte uns seine Unterstützung zu in Allem, was wir von ihm verlangten und auf die Frage des Barons, ob er nicht auch das Gelingen unseres Plans für unfehlbar halte, versetzte er mit einem Lächeln, das ich nachher besser verstand: „wenigstens will ich mein Leben daran setzen.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es war in der zweiten Stunde des Morgens, Sonntag 24. August am Bartholomäustage des Jahres 1572, als ich die Einfahrt an dem Hotel des Barons von Blancford erreichte. Die ganze Stadt war stille, die sanfte balsamische Luft der Sommernacht umsäuselte meine Wangen, wie der Athem der Liebe. Hinter dem offenen Thürcchen stand *Monsieur* Endem ohne andere Waffen als das gewöhnliche Ge-

tengewehr mit Beifügung einer Pistole auf den Nothfall. Er war nach der Abrede wie wir Alle maskirt und flüsterte mir, nach einer kleinen Thüre auf der andern Seite des Hofes weisend zu: „Dort hinein und die Treppe hinauf, gnädiger Herr! Ihr findet daselbst Andriot und die beiden Andern.“

Ich spähte lauschend nach der Wohnung des Portiers, aus Furcht, das leiseste Geräusch könnte die Schlafenden wecken. Aber Alles blieb ruhig, ich ging quer über den Hof und fand Andriot an der geöffneten Pforte. Auf dem ersten Treppenabsatz stand wieder einer meiner Leute, und höher hinauf ein Dritter. Oben angelangt erblickte ich nicht durch die halböffene Thüre, ich machte sie leise auf und befand mich in einem kleinen Vorzimmer, wo ich Alberten wachend fand. Der gute Junge umarmte mich mit dem aufrichtigsten, 'leise' gesprochenen Glückwunsch, und führte mich ins innere Zimmer. Hier traf ich Luise, etwas blaß und bewegt, aber das liebe Kind gestattete solchen Gefühlen nicht, ihrer Neigung zu dem Mann ihres Herzens Eintrag zu thun. Sie sprang von der Seite La Tours auf und warf sich mir in die Arme. Ich suchte sie lieblosend zu beruhigen, während der gute Pastor, sich gleichfalls erhebend mich freundlich bei der Hand nahm. Unser Ehevertrag lag auf dem Tische, aber wir hatten viel unter uns abzumachen, und waren noch nicht aus Unterschreiben gekommen, als die Thür hinter uns aufging und der Baron eintrat.

„Ist's gethan?“ fragte er ängstlich, „ist's vorbei? —

Schnell, Heinrich, schnell!" fuhr er fort, als er die Unterschrift vermifste. „Ich bin um Euer Glück besorgt, meine Kinder, so lange der Akt nicht unwillkürlich ist.“

Glückliche Unterbrechung, da es sich hier um Minuten handelte, die das Verhängniß auf ihren Schwingen trugen! Entzückt unterschrieben wir, entzückt sprachen wir das bindende Gelübde, und selig befestigte ich das mystische Symbol ewiger Vereinigung an den Finger der Geliebten.

„Nun,“ rief der Baron nach Vollendung der Feierlichkeit, „auf und davon! Ihr findet die gute Frau Marqualette außerhalb der Thore an der Stelle, wo Euch die Pferde erwarten. Tausendfachen Segen, Dir, Luise! tausendfachen Segen. Sey gütig gegen sie, Heinrich, und liebe nur Sie, laß Dich warnen, warnen durch das, was Du gesehen, was Du weißt. Nun, Albert, zu Bette, und laßt überall Ruhe im Hause seyn.“

Luise zitterte, aber ich geleitete sie hinab und je entscheidener die Trennung von dem väterlichen Hause ward, um so inniger schmiegte sie sich an mich an. Der Baron schloß mit eigener Hand die Thüre hinter uns, und Schritt um Schritt flogen wir die dunkle Treppe hinab.

Unten an der Treppe sagte ich: „es mag für uns nicht unpassend seyn, Liebe, den Blicken Dritter möglichst zu entgehen. Ich habe ein Nonnengewand mitgebracht, das Du über Deine Kleider werfen könntest. Wo ist es, Andriot?“

Dieser gab es mir und Luise bedeckte das weiße Kleid mit dem grauen Sarsche. Aber noch war sie damit ni-

zu Stunde gekommen, als zu meinem äußersten Befremden auf einmal die Töne der großen wohlbekannten Glocke von St. Germain l'Auxerrois die Stille der Nacht unterbrachen, ein lautes, anhaltendes Geläute, als gält es die Verkündigung des Morgens. Ich eilte mit Eulien quax über den Hof nach der Straße und schon drang aus verschiedenen Stadthellen lärmendes Geschrei zu unsern Ohren. Bald mischten sich die Glocken der übrigen Kirchen darunter, Fackelschein war vom Louvre her im Anzug und es war unverkennbar, daß trotz der tiefen Stille der Stadt zur Zeit meiner ersten nächtlichen Wanderung ein Theil der Bevölkerung wach und gerüstet gewesen war.

Ein Paar Secunden später hörten wir lautes, durchdringendes Schreien in einiger Entfernung, und Eulie, an allen Gliedern zitternd, hing sich fester an meinen Arm. Anfangs währte sie, all dieß ginge uns an, wir wären entdeckt, würden zurückgebracht werden; aber bald sollte sie das Geschrei in allen Stadthellen enttäuschen. Wir fielen die verschiedenen kleinen Anzeichen der letzten drei Tage ein, die Warnung des jungen Bern, die bringende Einladung des Prinzen d'Arvergne, und ich zweifelte nicht, daß die Stunde der Ausführung eines höllischen Plans zu Vernichtung der Protestanten in Paris gekommen war.

Moric Endem schloß die Thüre hinter uns und befand sich mit den Andern im Augenblick an meiner Seite. Eingehend des Raths des jungen Bern eilte ich mit Eulien ohne ein Wort zu verlieren nach seiner Wohnung.

Unsere Straße war beinahe immer noch leer, nur an

dem entfernten Ende erschienen einige Fackelträger. Kaum aber traten wir aus dem Schatten des Hotel Blancford, so stürzte ein Mann aus dem gegenüber liegenden Thorweg mit dem Ausrufe: „zu Hülfe! zu Hülfe! Es sind Protestanten die entwisphen wollen!“ und in demselben Augenblick führte er, mich am Arm packend, einen Streich gegen mein Haupt. Er war maskirt, aber ich erkannte ihn an der Stimme. Es war de Blaye und sicher hätte er mich niedergehauen, wenn nicht Moric, stets bereit und gefaßt, den Kopf des Angreifenden zum Ziel seiner Pistole gewählt hätte. Ein Knall und de Blaye sank entseelt zu Boden, aber sein Geschrei hatte eine Anzahl Fackelträger angezogen, die nun in vollem Laufe herbeieilten, und ich dachte nicht anders, als unsere Stunde wäre gekommen.

Nun aber rettete uns Morics Wiß, wie das erstemal sein Muth. Er schien im Augenblicke Alles zu begreifen, und da seine Religion mit seinen Handlungen nie in Collision kam, so brach er in lautes Lachen aus, und rief den Ankommenden zu: „Dieser Hollunk von Hugenoten hat nun nichts weiter vonnöthen. Bei der heiligen Messe, hätt' ich nicht meine Pistole gehabt, er hätte einen von uns zusammengehauen. Da schleppt ihn an den Fersen nach Montfaucon. So mag es allen Feinden der wahren Kirche ergehen!“

„Recht so, recht so!“ riefen die Fackelträger, von seinen Worten getäuscht und im Wahne, wir wären eifrige Katholiken. „Uns nach! uns nach!“ und wir folgten ihnen auf dem Fuße. Aber Berns Wohnung war noch fern.

während die Straßen immer lebendiger wurden von tobenden Volkshefen. Noch hatten wir das Ende der Ausruhmung nicht erreicht, als wir Zeugen seyn mußten von der Ermordung zweier Thüren, und zu welchem Zwecke? zur Plünderung der Habe, zur Niedermeglung der Bewohner. Wir befanden uns inmitten dieser höllischen Scene von Mord und Raub, und Luise konnte nicht gleichen Schritt halten mit den Männern, deren Irrthum, konnten wir anders ihrer Gesellschaft bleiben, uns retten möchte. So sah uns auf allen Seiten gewisser Tod zu drohen, und nur eine Chance blieb uns — Moric indem an die Spitze unserer Truppe zu stellen. Aber dieser war so vielen Katholikern und Protestanten bekannt, daß die erste Aufforderung zur Demaskirung uns alle verrathen haben würde.

Wir folgten noch immer in einiger Entfernung voneinander, als fünf bis sechs Personen, in entgegengesetzter Richtung sich nähernd, ein Paar Worte mit unserer Truppe wechselten. Unter den Ankömmlingen befand sich eine Frauensperson, sie blieben stehen, nur Einer kam zu uns zu, und rief: „weg mit der Maske!“

Moric wollte ihn niederhauen, aber ich hielt ihn zurück und erwiderte: „Demaskirt Euch selbst!“

„Ihn!“ rief Jener, indem ich den jungen Bern kannte, „ich suchte Euch eben, Herr des Bois. Wir retten Euch gewiß. Miriam, gib dem Fräulein den Arm — unsere Leute mischen sich unter die Euren. Laßt Keinen zurücken!“ fügte er leise bei, „sich demaskiren, wie wohl es thut wenn die Noth es erfordert. Nun geschrien, &

und die Fackeln geschwungen: „hoch die katholische Kirche, nieder mit den Mäheutres!“

„Ach, mein Vater! mein Vater!“ flüsterte mir Luise zu, „können wir ihn nicht retten? ach Heinrich, denk' an ihn!“

Ich fragte den jungen Kaufmann, aber er schloß mir ein für allemal den Mund mit den Worten: „ich riskire in diesem Augenblick das Leben für Euch. Kein Wort mehr davon! er hat ein katholisches Weib, sie wird sein Haus retten. Fort, fort! Ihr mögt noch Dinge sehen, daß Ihr Euch glücklich schätzt, Euer eigen Leben davon zu tragen!“

Ich flüsterte Luise diesen schwachen Trost zu, und wirklich rechtfertigte der Jammer, den wir auf unserem ferneren Pfade mit ansehen mußten, die Voraussetzung des jungen Kaufmanns. Wir hatten noch keine Viertelstunde zurückgelegt, als die Straßen von Paris nur Eine große Scene des Mords und des Schreckens darboten. Nach allen Richtungen loberten Fackeln, starke Abtheilungen Bewaffneter zu Fuß und Pferd säuberten die Straßen, hieben jeden des Protestantismus Verdächtigen nieder, und mehr als Ein Katholik, zwischen fetten Erbgütern und gierigen Verwandten stehend, ward das Opfer des gefesselten Augenblicks. Sechs bis sieben Personen wurden vor unsern Augen niedergehauen, wir hörten die wiederhallenden Jammer- töne neuer Opfer in den Häusern, während im nämlichen Augenblick ein Leichnam, aus den obern Fenstern geworfen, mitten auf die Straße zu unsern Füßen niederfiel. Augenblicklich stürzte sich ein Haufe des unreinen, schmutzigen

Gefühls, das die Wassen und Plätze jeder großen Stadt besetzt, nach Geterart über den Entseelten, um ihm die Kleider vom Leibe zu reißen und oft folgte das leise Aechzen, der schwache Schrei auf den Dolchstoß, der so eben erst vollendet, was die Mörder oben nur halb gethan hatten.

Je näher wir dem Flusse kamen, um so schrecklicher, verwirrter wurde die Scene. Tausende von Gestalten, alle in demselben blutigen Geschäfte begriffen, trieben sich in jeder Richtung um uns herum. Das Geschrei der Schlachtopfer, das Gebrüll ihrer Henker, das Einschlagen von Thüren und Fenstern, dazwischen das Knallen der Feuerwaffen, das unaufhörliche Glockengeläute, das Trommelgewirbel, das Schmettern der Trompeten, all dieß verursachte einen betäubenden Lärm. Aber über einem Anblick, der mir so klar vor Augen lag, als wärs am hellen Tage, brohte mir das Herz vor Abscheu, Kummer und Unwillen zu brechen. Unter einem Thorwege sah ich so viele menschliche Leichname, darunter zwei Frauenspersonen aufgehängt, daß die Thüre nicht mehr zugemacht werden konnte, und die Rinnen am Boden überströmten von dem rothen Blute. In der Nähe schleppte ein Knabe von dreizehn, vierzehn Jahren einen nackten Leichnam an den Fersen über die Straße, und etwas weiter entfernt bot sich der böse Feind in Gestalt eines Weibes meinen Blicken dar, beschäftigt den letzten Athemzug dem Körper eines Wesens ihres Geschlechts zu entpressen, indem sie den Gliedern der Sterbenden die reichen Gewänder entriß.

Wer von der bessern Classe thätigen Theil an dem

Mordhandwerke nahm, war so viel ich sah, maskirt. Aber Viele kamen in meine Nähe, die ich gar nicht wahrnahm, denn meine Gedanken beschäftigten sich einzig mit der Lage des lieben Kindes an meiner Seite und ich fürchtete immer, ihre Kräfte möchten ersterben unter diesem Schrecken, Jammer und entsetzlichem Seelenkampfe. Zwar hing sie schwor an meinem Arm, doch hielt sie sich aufrecht. Die Augen fest auf den Boden geheftet eilte sie vorwärts, während die gute Miriam, obwohl selbst tief erschüttert, unter fortwährenden Trostworten ihr auf der andern Seite zur Stütze diente.

Dreimal wurden wir angehalten mit dem Befehl, uns zu demaskiren, aber ein einziges Wort des jungen Bern, oder Moric Endems täuschende Parole: „Nieder mit den Hugenoten!“ machte uns immer wieder frei.

Endlich zeigte sich die ersehnte Straße, aber in demselben Augenblick hielt uns ein Haufe wilden Gesindel an, der sich nicht durch Worte begnügen ließ. Selbst als der junge Kaufmann mit einigen seiner Begleiter die Mäcke abnahm, rief ein Wüthender, das Schwert über ihm schwingend, es wäre ein falscher Name, und gerade wollte er die Lösung zu seinem Tode geben, als Moric Endem sich vorbrängte mit dem Ausruf: „Aha! Gougnaunt! Hugenot! Mahentre, der Du bist! Schlagt ihn nieder, Martin! Nieder mit ihm! Er war Collignys Stalljunge bei Moncontour, und ward gefangen. Nieder mit ihm! den Hirntacken ihm eingeschlagen! Ein Hugenot, der sich für einen Katholiken ausgibt!“

Wirklich drang Moric mit gezogenem Schwert auf ihn ein, und ehe man ihm abwehren konnte, hieb er ihn nieder. „Beim heiligen Mesopfer, da sind noch mehrere Hugenoten unter ihnen,“ rief er, einen Andern angreifend. „Nieder mit allen, nieder mit allen! Nieder mit den Hugenoten!“ aber Jene flohen fliehend nach allen Seiten auseinander, und ließen uns freie Bahn.

Aber der junge Bern blieb stehen und warf Moric einen zornigen Blick entgegen mit den Worten: „Das muß verantwortet werden.“

„Und ist verantwortet,“ erwiderte Moric, „in diesen Paar Worten. Der Mann ist, wie ich sagte, Congnant, früher Stalljunge des Admirals, und selbster, wie ich höre, Gurgelabschneider für Jeden, der seiner in Paris bedurfte.“

Niemand konnte ihm widersprechen und der junge Kaufmann eilte vorwärts.

Mit welcher Freude, welchem Entzücken sah ich endlich das große Thor von des Kaufmanns Hofraum hinter uns sich schließen, wie drückt' ich die arme, halb ohnmächtige Luise in einem momentanen Traum von Sicherheit ans Herz! Aber bald verflog dieser Traum, denn ich hörte einen der Männer mit leichenblassem Gesicht unserem Schutzengel berichten, daß das ganze Haus schon zweimal nach mir und meinen Begleitern durchsucht worden sey.

Bald darauf ward uns Thor gelockt; wir erblickten durch das Gitter die beiden ältern Kaufleute mit einem *Kaufburschen*, und ließen sie sogleich ein. Martha Bern von

Ältere sah niedergeschlagen und blaß, er sagte indem die Thüre sich hinter ihm schloß:

„Sie verweigern um jeden Preis die Oeffnung der Stadithore. Aber seyd getrost. holde Dame, wir finden Euch dennoch Rettung aus. Miriam, was sagt Dein thätiger Verstand? Morgen wird genauer, geordneter nachgesucht werden — freilich nicht minder traurig. Wie mögen wir sie aus der Stadt bringen?“

„Ueber den Fluß!“ sagte das Mädchen entschlossen, „über den Fluß! Meines Vaters Barke, die alle die Goldplatten von Ronen brachte, liegt jauch noch an der Hinterseite unseres Gartens.“

„Aber um zur Rückseite Eures Hauses zu gelangen, Miriam,“ sagte der Kaufmann, „müssen sie über die schreckliche Straße, wo nun Blut fließt wie Wasser.“

„Ueber die Dächer weg!“ rief das Mädchen, „übers Dach! ich kenne den Weg. Du, Martin, läufst über die Straße und heißst meinen Vater die obere Thüre öffnen. Ich führe sie hin.“

Der junge Kaufmann besann sich keinen Augenblick und die Oheime führten uns munter und rasch über die Dächer der Waarenlager. Schrecklich war die gelbliche Beleuchtung von der Straße herauf, noch schrecklicher das vermischte Getöse von Lärm und Geschrei, das uns auf dem engen, schläpfrigen Wege verfolgte. Es war als wandelten wir an dem schmalen Abgrunde der Hölle, und Luise möchte es nicht lange ausgehalten haben, hätte uns nicht der gute

Martin Bern halb auf eine Art Gang zwischen zwei zusammenlaufenden Dächern geleitet.

Nur mit Mühe fanden wir das Dach des Judenhauses, endlich kannte sich Miriam aus, und klopfte an ein kleines Seitenpförtchen. Anfangs erfolgte keine Antwort und sie wiederholte das Klopfen. Nun ließen sich eilige Fußstritte vernehmen und eine Hand, unklug wie es schien von Alter oder Furcht, schloß inwendig auf und Salomo Ahars Kopf kam zum Vorschein. Der Alte zitterte an allen Gliedern, sein Gesicht war leichenblaß.

„Gelobt sey Gott!“ rief er, „gelobt sey der Allmächtige! Kommt herein, Kinder, kommt herein! Hier ist Alles sicher, mein Haus ist immer doppelt geschlossen. Ha! Segen über Euer holdes Antlitz, Dame, Ihr seht blaß, und wohl mögt Ihr so. Aber das Noth soll Euch retten, es steht hart am Ufer, in der kleinen Bucht, die ich zum Entladen der Waaren habe anbringen lassen. Ich danke mein Leben dem guten Herrn, Eurem Geliebten.“

„Meinem Gemahl!“ sagte Luise mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde. Sie verbarg ihr Gesicht an meiner Brust und weinte. Allein ihre Thränen waren bald getrocknet, und wir eilten hinab ans Ufer.

Da sich vorandsehen ließ, daß man auf uns feuern würde, brachten die Freunde auf beiden Seiten des Nothtuchtigen Reisbündel an, die uns zum Schutze dienen und zugleich dem Fahrzeuge den Anschein einer Holzfähre geben sollten. Martin Bern brückte mir eine volle Decke in die Hand, Miriam legte für Luise einige reiche Kissen zurecht,

der Jude fügte Wein und Kunbvorrath hinzu, und Moric, indem, aufs Beste bemüht einen gemeinen Bootsmann vorzustellen, half einem Dritten vom Ufer stoßen und in die Mitte des Wassers gelangen.

Indem wir langsam dahinglitten, schien das schreckliche Getöse aus dem Mittelpunkte der Stadt abzunehmen, aber in der Nähe der Festung rief uns die Wache halt! zu und feuerte, als wir nicht gehorchten. Die Schüsse thaten uns kein Leid, und ehe Jene zum zweitenmal feuern konnten, waren wir außer ihrem Bereiche. Auch die Vorstadt passirten wir in Sicherheit und ein wundersames Gefühl beschlich uns, als das Boot nun durch die ruhige, geräuschlose, ländliche Scene hinglitt und wir das stille Morgenlicht, warm erglühend im Osten, erblickten.

Nach meiner Uebereinkunft mit dem Baron erwarteten uns die Pferde und der übrige Theil meines Gefolges nebst der guten Frau Marquette in einer Entfernung von kaum hundert Ellen vom Flusse, bei einer kleinen Schenke. Moric, genau mit der Stelle bekannt, bestand nun auf der Landung und bot sich zum Begleiter an. Da er sich nicht leicht irrte, überließen wir uns ganz seiner Führung. Beim Anlanden glaubte ich mehrfache Stimmen in einiger Entfernung zu vernehmen, deshalb stieg ich zuerst aus und legte mich aufs Knechtsteden.

Als ich mich der bezeichneten Stelle näherte, sah ich im grauen Dämmersehn eine größere Schaar Veritener, als ich erwartet hatte. Im Begriffe, nach der Barke hinauszugehen, gewahrte ich einen jungen Mann zu Fuß in der

haftem Auf- und Abgehen begriffen, dann wieder Halt machend und die Straße entlang sehend. Ich glaubte mich in der Gestalt nicht zu irren, und ihm näher kommend erkannte ich wirklich das Gesicht des Prinzen von Auvergne. In demselben Moment ward auch er mich gewahr, sprang auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: „Gott sey gedankt! aber, de Gerons, Ihr kommt doch nicht allein?“

Ich erzählte ihm kürzlich meine Begegnisse und er erwiderte: „Verliert keinen Augenblick! Bringt sie alle her. Hier ist eine Sänfte für die Dame, eine Bedeckung meiner eigenen Leute mit sicherem Geleite von meinem Vater. Aber Ihr müßt zwanzig Meilen zwischen Euch und Paris haben, ehe der Schlaf Eure Augen berühren darf; denn hier wäre gegenwärtig Keiner sicher, seinen Bruder von Stunde zu Stunde zu retten. Keine Worte, de Gerons, fort, nach Genf, nach Genf! wenn Ihr sicher seyn wollt.“

Es fielen auch keine weitere Worte. Luise und die Uebrigen wurden aus dem Boote geholt, und ehe zwanzig Minuten vergingen, waren wir auf dem Wege nach dem Schweizerlande.

Ort als wir die französische Gränze hinter uns hatten, konnte ich mich von der Sicherheit des geliebten Wesens, das nun ganz mein eigen war, überzeugen. Aber bald sollte sich tiefer Kummer unter meine Freude mischen, denn zu Genf erfuhren wir den ganzen Umfang unseres Verlusts. Die Baronne Blancford mit der Herrschaft Gerons war auf *einen Gignier* gekommen, der sie nicht ohne tiefes Bedauern sein nennen konnte. Der Baron nämlich und seine beiden

Söhne waren ermordet worden. Auch La Tour befand sich unter den Gefallenen, ja die wilden, auf die Protestanten losgeheften Bestien hatten ohne Erbarmen selbst die Varnesse einem Schicksal beigefellt, das von ihrem Gemahl abzuwenden sie nicht die geringste Anstrengung gemacht.

E n d e

des vierten und letzten Bändchens.











AUG 17 1938

